

„Stern der Neger“



Katholische Missions-Zeitschrift der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Organ des Marien-Vereines für Afrika.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K — 2 M. — 3 Franken

Inhaltsverzeichnis:

Islam, Kolonialpolitik und die katholischen Missionen. 145. — Unser Missionsgarten in Luz. 152. — Rundschau in den Missionen. 159. — Apostolisches Vikariat „Khartoum“ und apostolische Präfektur „Bahr-el-Ghazal“. 160. — Ein Tiroler Missionär in Aequatorial-Afrika. 161. — Verschiedenes. 164. — Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften 167.

Abbildungen: Brücke über den Getti. — Guten Appetit! — Bau, von der Landseite aus gesehen. — Dorf Bau der Schilluk. — Murn-Knaben von Omadisch. — Junger Löwe. — Fajschichoya am Nil. — Ignaz Mittel.

Gebetserhörungen und -empfehlungen:

H. L. empfiehlt sich in einem sehr wichtigen Anliegen dem frommen Gebete, desgleichen auch ein eifriger Leser des „Stern der Neger“.

M. F. bittet ihm, in einem besonderen Anliegen mit dem Gebete zu Hilfe zu kommen.

Eine Abonnentin empfiehlt sich dem hlft. Herzen

Jesu, der lieben Gottesmutter, dem hl. Josef und dem hl. Antonius von Padua in einer schweren geschäftlichen Angelegenheit.

Verstorbene: Hochw. Herr Seb. Kasseroller, Schloß Tirol; Herr Josef Brunner, Tirol bei Meran; Fr. Maria Freund, Oberschwang.

Briefkasten der Redaktion.

J. S., Abiturient, Brigen. Lassen Sie sich durch die Antwort von gewisser Seite nicht abhalten, auch fernerhin für die Missionen zu wirken. Es ist wirklich zu bedauern, daß eine Gesellschaft,

die ausschließlich für die Missionen tätig sein will, dieses in unbegreiflich kurzfristiger Weise unter Ausschluß von Missionären tun möchte!

Gabenverzeichnis vom 5. Mai bis 5. Juni 1913.

In Kronen.

Opferstock. Bad Ischl, M. R. 1; Braunau, J. W. 8; Brigen, Prof. D. 30; R. L. 5; Buchenstein, M. D. L. 6; Dollberg, J. St. 50; Elbigenalp, J. R. 1000; Freiburg, D. D. kath. Missionen, 586; Gries, P. H. 18; Hochkreischam, Fr. M. 1904; Innsbruck, M. B. 1; C. D. 50; Kirchbühl, S. W. 1; Linz, Th. v. S. 40; Mailand, P. 351; Mariahof, B. B. 120; Niefnig, Pfr. J. 117; D. Rauden, C. L. 1; Pichl, R. R. 1; Rodeneck, M. A. 53910; Reichhub, M. St. 40; Salzburg, B. D. 6; St. Ulrich, J. St. 8; St. Valentin, Benef. St. 50; St. Vigil, A. G. 1; Schwabmünchen, M. S. 5850; Serten, R. St. 1; Siebenbürgen, Bischof G. M. 20; Sierning, P. S. 20; Steinhaus, J. A. 500; Ungenach, A. C. 1270; U. Fr. i. Walde, Nigger, 160; U. Langendorf, W. B. 1; Valgeneun, J. P. 3; Willnöb, R. G. 10; Waidbruck, A. M. 16; P. M. 10; R. R. 70; Weichering, Pfr. Th. 1170.

Zur Perfolvierung von hl. Messen sandten ein: Uhrweiler, J. J. 2810; Altmünster, C. S. 410;

Aubing, J. L. 166; Brigen, Prof. D. 20; Eggenberg, Sr. B. W. 10; Elbigenalp, M. R. 400; Enzenkirchen, J. A. 4712; Fürstfeld, M. R. 3; Heiligenkreuz, P. L. S. 2740; Hochkreischam, Fr. M. 1033; Magerfurt, J. D. 6480; Mittelberg, R. R. 3; St. Ulrich, J. St. 2; Schildberg, J. Th. St. 5; Serten, R. St. 2;

Zur Tausch von Heidentindern: Kastelruth, Def. A. L. 50; („Josef Theresia“). Pichl, Pfarramt 30; (Peter).

Für die Mission: Altmünster, C. S. 1; Salzburg, Prof. R. 20; Miam-Miam.

Für Bischof Genet: Abiam, J. W. 10; Ingenbohl, A. D. 1904; Salzburg, Prof. R. 10.

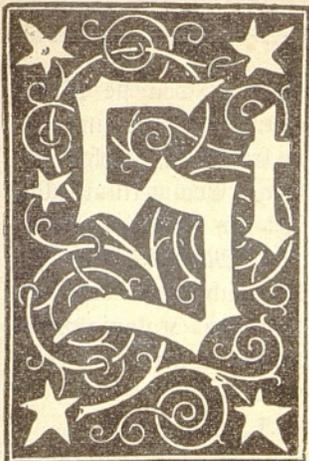
Briefmarken liefen ein aus: Brigen, Eggenberg, Eppan, Innsbruck, Jungholz, Pfelders, Tschars, Willnöb.

„O Herr, verleihe allen unseren Wohltätern um deines Namens willen das ewige Leben!“

Das Gewissen

unserer Gesundheit, so könnten wir unser Blut- und Nerven-System nennen. Wenn in unserem Körper etwas nicht in Ordnung ist, so wird es uns durch schnelleren oder langsameren Blutkreislauf und durch unsere Nerven solange gemeldet, bis wir das Nebel abstellen. Wir können nicht schlafen, ehe wir diese innere Stimme nicht beachten. Zumeist kommen Blutvallen aus dem

Magen oder Darm, durch Ueberladung usw. und dann müssen wir Fellers abführende Khabarberpillen m. d. M. „Esa-Pillen“ und Fellers „Esa-Fluid“ nehmen, um uns Erleichterung zu schaffen. Sie sind altbewährt, ganz unschädlich und es kosten 6 Schachteln Pillen nur 4 Kronen franko und 12 Flaschen Fluid 5 Kronen franko vom Apotheker C. W. Feller in Stubica, Esaplaß Nr. 179 (Kroatien). (6)



Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu,
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika).

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Mailand bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K — 2 Mk. — 3 Frc.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt. Für die Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Ismeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Crient, Triest und Wien.

Heft 7.

Juli 1913.

XVI. Jahrg.

Islam, Kolonialpolitik und die katholischen Missionen.

Von P. Jof. Münch F. S. C.

(H. d. v. Tagesblättern und Zeitschriften ist der Abdruck mit Quellenangabe gestattet.)

In einer Versammlung des Nacher Katholikentages v. J. hielt Freiherr von Dalwigk eine Rede über „den Islam, eine Gefahr für Deutsch-Ostafrika, und seine Bekämpfung“. Jene Rede, obgleich kurz in Anbetracht des vorgeschriebenen Zeitmaßes und ihrer Bedeutung, war gut durchdacht und ist nicht ohne Erfolg geblieben. Gleich nachher betonte der Herr Abgeordnete Erzberger, daß die Bekämpfung des Islams (Glaubens- und Sittenlehre des falschen Propheten Mohammed, sodann politischer und kultureller Einfluß ihrer Befenner) den Kardinalpunkt der deutschen Kolonialpolitik bilden mußte. Ja, das sollte der Kardinalpunkt der Kolonialpolitik aller Mächte sein, und wenn man hier das christliche Prinzip, wie überhaupt in der ganzen

Politik, ausgeschaltet hat oder doch ausschalten möchte, so soll das in seiner großen Mehrheit doch noch christliche Europa sich aufrufen und festere Grundsätze zur Geltung bringen, indem es in und außer der Politik die Seuchenverbreiter der Freimaurerlogen einfach aufs Trockene setzt und über sie hinweg über die Errungenschaften seiner Geldopfer und seines Schweißes verfügt!

Ich schließe mich oben erwähnten Ausführungen des Freiherrn an, will aber auch noch versuchen, die darin enthaltenen Gedanken breiter und eigener Erfahrung gemäß darzulegen, Erfahrungen und Eindrücke, welche sich mir aufdrängten während meines schon zwölfjährigen Verweilens in Ägypten und dem anglo-ägyptischen Su-

dan. Im letzteren besonders zeigt sich in vielen Dingen der Islam in einem andern Lichte als in Deutsch-Ostafrika und Indien. Man ist näher an der Quelle seiner intimeren Lebensäußerungen, man hatte auch solche in nicht gerade angenehmer Weise schon erlebt, als nach dem Aufstande der Araber im ägyptischen Sudan (1882) unter dem Mahdi und später unter seinem Nachfolger der Islam in seiner reinen und ursprünglichen Form zu erstehen vorgab und das apostolische Vikariat von Zentral-Afrika einfach wegfegte. Schließlich sind wir Missionäre hier im Sudan die Ersten, welche im Kampfe mit dem vordringenden Mohammedanismus zum Handkuffe kommen. Es sind einzig die Missionäre, die sich ihm entgegenstellen, während die verblendeten und mitunter blöden Kolonialbeamten in diesem Kampfe müßig zuschauen, wenn nicht sogar ihrem eigenen geschworenen Feinde noch Vorschub leisten. Man kann also über diese Gefahr, welche der Halbmond nicht von Konstantinopel her, sondern von Mekka aus der christlichen Kultur — und nur diese ist wahre Kultur — bereitet, nicht genug schreiben, um die Politik und ihre Handlanger zur Einsicht zu bringen, soll nicht ein blutiges „Wir haben gefehlt!“ den Schlußstein verbissener Christentumsfeindlichkeit der jetzigen Kolonialmächte in nicht zu langer Zeit bilden. Einige in diesem Artikel vorkommende Eigenschaftswörter klingen hart; aber verkehrte Handlungen und Einrichtungen mancher Kolonien, ja der meisten in Afrika verdienen sie vollauf. Bringen die christlichen Völker die Geltendmachung der christlichen Grundsätze in der Politik mit dem Stimmzettel nicht zum Ausdruck, so sind sie Mitschuldige an all dem Übel, welches aus dieser Laueheit entspringt. Die Missionäre, besonders die katholischen, lassen sich nicht

irremachen am Auftrage, den sie bekommen haben vor neunzehn Jahrhunderten in den Worten des Erlösers: „Geht hinaus und predigt das Evangelium allen Völkern“. Sie lassen sich nicht irremachen durch die Gefahren, Mühseligkeiten, ja selbst durch den Tod nicht; also erst recht nicht von knochenweichen Kolonialpolitikern und vom Ränkepiel getaufter europäischer Heiden!

I.

Über die Verbreitung des Christentums in den Kolonien und seine Beziehungen zum Islam in Afrika oder Asien machen sich Stimmen aus zwei verschiedenen Lagern bemerkbar.

Im ersten Lager stehen die bekenntnistreuen christgläubigen Christen, so Katholiken, Schismatiker, wie Protestanten; im anderen Lager alle, welche das nicht sind, nämlich bekenntnistreu, vorausgesetzt, daß sie etwas zu sagen haben. Diese liebäugeln mit dem Islam in jeder Beziehung, während die ersteren ihn seines fanatischen Dünkels und seines zersetzenden Einflusses wegen ausgeschaltet wissen möchten. Im ersten Lager weht die Fahne des Christentums, im zweiten pendelt jene des Materialismus, kurzfristiger Gelegenheitspolitik vieler Beamten, die in ihrer Leibesruhe nicht gestört sein und keinen Verdruß haben wollen. Auch jene sind beizuzählen, die eher Fetischdienst als Christentum für sich und andere wünschen! Diese Leuten behaupten wohl, daß der Neger einer religiösen Richtung folgen müsse, meinen aber, die Geheimnisse des Christentums seien viel zu hoch für ihn, er würde sie nicht begreifen. Es bleibe also für ihn nur der Islam übrig, welcher einfach und leicht verständlich ist. Diese Meinung geht von materialistischer Anschauung und nebelhaftem Christentum aus und gipfelt in dem gescheiterten Satze: Nun, Religion muß man

ja haben, was für eine aber, das ist gleichgültig! — Nimmt man diesen Satz unter das philosophische Brennglas, so zeigt er sich auf einem ganz jämmerlichen Fundamente aufgebaut — als falsch.

Es muß an dieser Stelle etwas gesagt werden, was nicht nur hier am Platze ist, sondern auch noch anderswo öfters geschrieben sein, ja mehr noch, betont werden sollte in Reden, Schriften und Büchern, und zwar von denen, welche ihres Berufes wegen dazu verpflichtet sind, manchmal aber den rechten Ton dazu nicht finden.

Es handelt sich nämlich um nichts Geringeres, als um das Hervorlehen eines Grundsatzes, um die Notwendigkeit und Verpflichtung des ganzen Menschengeschlechtes zur Lehre Christi, zum Christentum! — Durch seine Menschwerdung, sein Leben, Leiden und seinen Tod hat uns Jesus Christus erlöst von der Sünde, dann

aber uns auch die einzige und alleinige Weise gelehrt, wie wir uns zu Gott zu stellen haben, wie unser Verhältnis zu ihm sein muß, wollen wir nicht unsere ganze Existenz für alle Ewigkeit überaus unglücklich gestalten, was man in gut Deutsch ewige Verdammung heißt. Alle Menschen, welchen das Evangelium verkündet wurde oder die davon Kenntnis bekamen, sind somit verpflichtet, Christen zu werden, echte Christen, Katholiken! Das können sie, dazu bekommen sie die notwendigen Gnaden. Gälte der oben dargelegte

Grund- und Glaubenssatz nicht, so müßte man zu der zum wenigsten törichtsten Behauptung kommen, Jesus Christus, Gott und Mensch zugleich, habe die große Demütigung seiner Menschwerdung, seines Lebens und Leidens auf sich genommen sozusagen aus Kurzweil und Sport, und habe es nachher trotzdem allen freigelassen, zu leben und sich mit Sünden zu behürden, wie es eben jedem einzelnen behagen würde. Das gibt es eben nicht! Nur die



Brücke über den Geffi. (Bahr-el-Ghazal.)

sich so gebärdenden Atheisten, zu deren Beurteilung das als Maßstab gilt, was wir im heiligen Evangelium lesen, daß nämlich der Gottlose an einem der drei Geschwüre krankt, die da sind „Eitelkeit des Lebens, Begierlichkeit der Augen und Begierlichkeit des Fleisches“, nur sie können für sich in Anspruch nehmen, was das Sprüchlein deutet: Jedes Tierchen hat eben sein Plättchen!

Aber obiger Grundsatz steht fest wie ein Fels für alle Ewigkeit, und ihm zufolge gibt es Missionäre und muß es immer

solche geben, denn aus dem Gebote der Annahme des christlichen Glaubens folgt jenes seiner Verkündigung. „Wie sollen sie Gott anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie an ihn glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie von ihm etwas hören ohne Verkünder? Wie soll es aber solche geben, wenn sie nicht geschickt werden?“ So lesen wir im Briefe des hl. Paulus an die Römer.

Hat man diese Wahrheiten klar im Kopfe, so richtet sich von selbst die irrige Meinung, der Neger müsse zuerst auf eine weniger erhabene Stufe zu stehen kommen, welche ihm der Islam bietet, von da aus soll er sich erst zum Christentum emporheben! Daß er das, auch vom rein empirischen Standpunkte aus gesprochen, nicht braucht, beweisen die Erfolge der katholischen Missionäre. Der Islam ist eine Beschönigung beinahe aller bösen Triebe und Laster des Menschen. Dazu schläfert er noch die Stimme des Gewissens ein und betört es durch äußere religiöse Weihe. Da liegt es natürlich auf der Hand, daß es beim Neger (und nur bei ihm?) in Folge seiner Indolenz jedenfalls leichter ist, ihn dem Islam zuzuführen, als ihm christliche Begriffe beizubringen, besonders aber ihn zur Haltung der Sittengesetze zu verpflichten. Dies um so mehr, wenn zudem noch ein leiser Druck ausgeübt wird, wie es in den Neger-Regimentern der Fall ist. Auch in Deutsch-Ostafrika läßt man so etwas den mohammedanischen Bürgermeistern hingehen! Aber die großen Erfolge der Missionäre haben nicht nur die Möglichkeit der Bekehrung der Neger zum Christentum dargetan, sondern auch weiters bewiesen, daß der christliche Neger einen viel höheren Kulturwert besitzt als

der schwarze Islambekenner und zu gleicher Zeit eine viel größere Garantie bietet, ein treuer Untertan zu sein, zu einer Grundfeste der Kultur zu werden. Der mohammedanische Neger dagegen — auch der Indier und der Malaie — trägt nur eine Firnis zur Schau; von einer noch so kleinen inneren Veredelung keine Spur. Diese strebt der Koran bei seinen Bekennern überhaupt nicht an! Der christliche Neger ist wohl auch ein Adamskind wie der erstere, aber die Lehre des Heilandes bewirkte trotzdem eine Besserung des Herzens und des Urtheiles, von der Gnadenhilfe, welche der Seele zukommt, ganz abgesehen. Bei katholischen Negern springt der Unterschied leicht in die Augen, wenn man länger mit und bei ihnen verkehrt. Ein noch so verbohrtter Religionsgegner ist gezwungen, dies zu bezeugen, wenn er, wie z. B. in Uganda, mit katholischen und heidnischen Negern zu tun hat. Nicht um eines darauf zu geben, sondern um manchen Beschwerden gerecht zu werden, muß man schon gestehen, daß an manchen Orten christliche Neger die Heiden oder Mohammedaner an Indolenz (zu Deutsch Frechheit und Unverschämtheit) übertreffen. Auch bei den Katholischen gibt es manche faule Äpfel. Wer sich darüber verwundert und Lärm schlägt, dem ist entweder die Stirnweite zu eng ausgefallen oder er gehört zur Sippe der Phariseer!

Die Stangenhalter der islamsfreundlichen Politik meinen ferner, die Bevorzugung der Mohammedaner würde den Regierungen die Sympathien und die Hilfe der mächtigen (?) Vertreter des Islams sichern. Nun, da ist ein großes Fragezeichen zu setzen. Es kann einigermaßen wahr sein, doch nur solange, als sich die Mohammedaner als die Schwächeren fühlen. Glauben sie sich genügend erstarkt, so werden sie sicher versuchen, uns in den Kolonien den

Fuß auf den Nacken zu setzen. Was im großen geschehen würde — und auch geschehen wird, wenn man nicht rechtzeitig vorsieht —, kann man ganz gut im kleinen beobachten. Nehmen z. B. in einem Dorfe, Stadt oder Provinz die Mohammedaner überhand, so kehren sie sogleich ihre Rücksichtslosigkeit hervor, nicht nur den Heiden und christlichen Negern, sondern auch dem Europäer und Missionär gegenüber. Darin sind sich einig nicht nur der Lastträger, Händler (Dschalaba) und Bauer, sondern auch der Großkaufmann, Beamte und Offizier.

Sudan und Ägypten können sehr gut als Beobachtungsländer dienen und haben auch schon manche Beispiele geliefert. In Ägypten folgte vor einigen Jahren (1907) mit dem Charakter eines Ge-

neralresidenten und Leiters der ganzen ägyptischen Staatsmaschine auf Lord Cromer der menschenfreundliche Sir Eldon Gorst. Dieser hielt die Zügel weniger stramm als sein Vorgänger — und siehe da, nach drei Jahren hatte man die schönste moderne Koptenverfolgung in Ägypten. Die Gerichte zeigten sich saumselig, wenn sie Kopten Recht verschaffen sollten, die Polizei tat dasselbe, die mohammedanischen Pächter wollten ihren koptischen Grundherren keinen Pachtzins mehr zahlen, und das liebe Volk, nicht nur in Kairo und Alexandrien, sondern auch in kleineren Städten, Dörfern und auf dem Lande,

rüstete sich zu noch glorreicheren Taten!

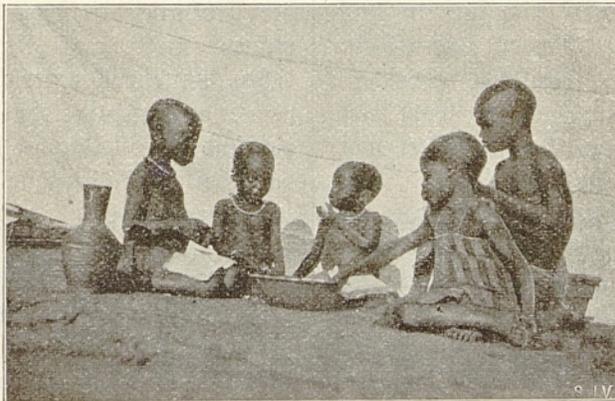
Ein fanatisches und g'studiertes Herrlein beförderte durch einen Revolverschuß den ägyptischen Ministerpräsidenten und Christen in die andere Welt, und nach einem Monate sang man in ganz Ägypten: El Wardani katal en nussrani, d. i. Wardani, so hieß der Meuchler, tötete den Christen. Sie sagten nicht, „den Kopten, den Minister“, sondern „den Christen“. Der Wahrheit zuliebe sei es gesagt, daß den Mörder in erster Linie politische Beweggründe leiteten; die Masse schlug

aber gleich Kapital für den Fanatismus!

Die Befürworter des Islams berufen sich auf das Beispiel Englands in Indien, beweisen aber damit gar nichts. Daß auch dort ein mächtiges

Christentum

für die englische Herrschaft eine große Stütze wäre, wird niemand bestreiten. Es liegen aber dort die Verhältnisse auch ganz anders. Es stehen sich nämlich in Indien drei große Religionsgesellschaften gegenüber, Mohammedaner, Buddhisten und Hindus, welche sich gegenseitig erbittert hassen und deren Anhänger auf keinen Fall ihre Religion mit der des Gegners vertauschen, sich aber gegenseitig in Schach halten. (Freiherr von Dalwigk.) Dort kann die Unterstützung einer Religionsgenossenschaft gelegentlich vom politischen Standpunkte aus zu billigen sein, um so mehr, weil die Bevorzugung einer Religionsgesellschaft nicht zum



Guten Appetit! Photographische Aufnahme St. Foies in Gulu.

Nachteile der Christen, sondern einer weiteren heidnischen Religionsgesellschaft betätigt wird. Anders bei uns in Afrika, wo der Islam nicht nur den Osten, sondern den weitaus größten Teil des Erdteiles zu überschwemmen und ihn für die Kultur unfruchtbar zu machen droht, und sich ihm dabei außer dem Christentum kein Hindernis in den Weg stellt. (Freih. von Dalwigk.)

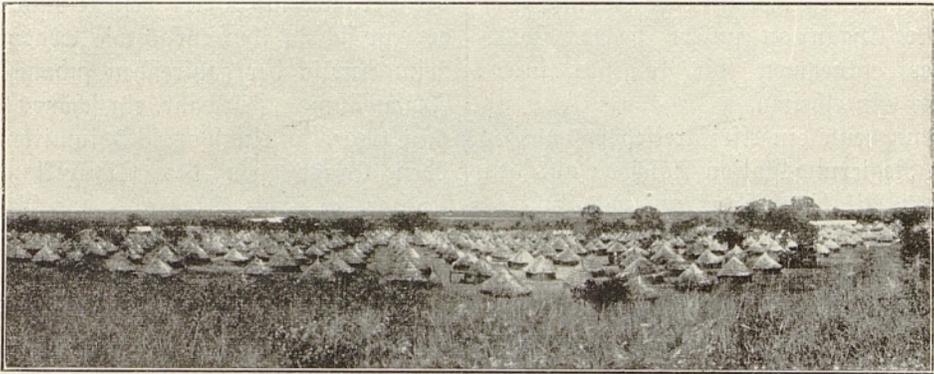
Eben da setzen die christlichen und vernünftigen Kolonialpolitiker ein und erklären den Islam nicht nur für das größte Hindernis gegenüber der Ausbreitung des Christentums, sondern auch für ein kulturelles Element und als eine Gefahr für jede europäische Herrschaft. Das Wort Kultur ist vielleicht noch nicht erschöpfend und klar definiert worden. In die Kolonien Kultur tragen, heißt jedenfalls nicht, europäische Kleider und Wäsche hintragen, aus Konservenschachteln essen, den Eingeborenen um schundige, rote Tehen die wertvollen Elefantenzähne abschwindeln, eine Menge Einrichtungen treffen, welche für die Katz sind u. dgl. Und der Eingeborene, sei er Neger oder Semit, kann gewiß nicht auf Kultur Anspruch erheben, weil er Englisch, Deutsch oder Französisch spricht, weil er anmaßend seinesgleichen und Europäern gegenüber auftritt, sich in allen Lastern geübt zeigt und Schulden zu machen versteht. Die Kultur besteht in etwas ganz Anderem und Besseren. Sie soll eine Förderung aller guten Neigungen und Eigenschaften der Eingeborenen sein zu ihrem Nutzen. Eine Aferkultur gleicht der Schminke. Ägyptische Offiziere in papelierten Hosen und goldbeladenen Waffenröcken waren bei der Einnahme Khartoums durch die aufständischen Sudan-Araber die Ersten, welche diese schönen Angebinde der Kultur von sich warfen und ihre leibliche Existenz in

einen mehr oder weniger sauberen Mahdisten Kittel steckten. Die vielen übergegangenen ägyptischen Soldaten (sie waren ja mit französischer Kultur getüncht!) von damals übertrafen an Gemeinheit die wilden Araber der Steppe. Ja solange der Koran gilt, steht der Mohammedaner allem feindlich gegenüber, was im Koran nicht gebilligt wird oder gar mit ihm nicht in Einklang zu bringen ist. Und der Koran (geschriebene Lehre Mohammeds), mit Ausnahme der etlichen übernommenen religiösen Begriffe, ist doch nicht die Quintessenz der Weisheit und Kultur, sondern der Abklatsch tiefstehender Ideen eines wilden, wenn auch einigermaßen ritterlichen Wüstenvolkes, welches damit von seinem „vornehmsten Sohne“ schmählich betrogen und um die Früchte des Christentums, das ihm in Bälde zugekommen wäre, gebracht worden ist.

Einfältig, wenn nicht noch etwas anderes, ist die Behauptung oder Ausflucht, der Islam enthalte ja auch Gutes. Wohl, aber das hat er von der christlichen und jüdischen Religion übernommen. Weniges stammt auch von den guten Seiten des arabischen Charakters. Was den Islam aber verderblich und verwerflich macht, ist das, was er erlaubt! Und er gewährt gerade das in reichlichem Maße, was allen Leidenschaften des sinnlichen Menschen schmeichelt. Dieses ist der Grund, warum seine Befenner so fanatisch und zähe an ihm hängen! Sein Liebstes — und das ist in unserem Falle das Tröndendürfen beinahe aller menschlichen Hauptleidenschaften — läßt eben niemand gern sich nehmen. Ihm muß also auch die stark auf das Sinnliche gerichtete Natur des Negers sich zuneigen, wenn ihn höhere Erkenntnis nicht davon abhält. Durch den Besitz eines Gottesglaubens, welchen ihm der Islam bietet, hält sich der Neger in

eine höherstehende Menschenklasse aufgerückt. Diese Meinung nicht nur bei den Negern, sondern auch bei den Mohammedanern überhaupt noch zu stärken, entblödet sich ein Teil von christlichen Europäern nicht im geringsten. Menschen, welche ihren eigenen Tempeln schon jahraus, jahrein mit Offensichtlichkeit den Rücken kehren, gaffen beim Besuche von Moscheen ganz gottesfürchtig und voll heiliger Kühlung jedes alte Gerümpel an und wissen sich dort nicht fromm genug zu geben. Die armen Tröpfe glauben, dadurch viel

find, der Neger also zur Annahme kommen muß, daß die Regierung nur von jenen Eingeborenen etwas hält, welche den Islam angenommen haben. Kein Wunder, wenn demselben dann Anhänger scharenweise zuströmen, und es wird nicht lange dauern, so befindet sich ein mehr oder weniger großer Teil von Einfluß in ihren Händen. Es bedeutet aber dieses nicht nur eine völlige Vernichtung der christlichen Kultur, sondern auch eine schwere Gefahr im Falle eines Aufstandes. Schon jetzt spielte bei kleineren Aufstän-



Wau, von der Landseite aus gesehen.

zu erreichen und sich Anhänglichkeit zu sichern. Sie würden aber eines Besseren belehrt werden, wenn sie hörten und verständen, was man solchen, und nicht immer sehr leise, nachruft. Und solche Herren und Damen spenden dann noch, um das Maß der Erniedrigung voll zu machen, gleich darauf ihren Schmähern und Verächtern einen höflichen Knix! Alles schon dagewesen!

Ergreifen diese falschen Humanitätsideen eine Regierungsmaschine in den Kolonien, dann wird erst recht kommenden Übeln der Weg geebnet. Dann hat man es so weit gebracht, daß viele oder die meisten Ehrenstellen mit Mohammedanern besetzt

den auch das religiöse Moment eine Rolle. Sie konnten noch niedergeschlagen werden, da diese kleinen Verbindungen nicht mächtig genug waren. Die Lage wäre aber sofort eine andere, wenn der Islam ein gemeinsames Band um verschiedene Stämme und Völkerschaften zu schlingen erreicht hätte. Dann würden diejenigen Kräfte, welche am Werke sind, Afrika den Afrikanern, Indien den Indiern, den malaiischen Archipel den Malaien zu geben und es den Europäern zu entreißen, sich des Islams bedienen, die Fahne des Propheten erheben. Dann würde ein Aufstand ausbrechen, wie ihn Ostafrika z. B. seinesgleichen noch nicht gesehen hat, und im

Sudan würde um die Hälfte mehr Blut fließen als im vergangenen Mahdistenaufstande. Denn es gibt keine Religion, die in gleicher Weise den Fanatismus entzündet wie der Islam! Afrika besonders wird später ganz und gar für Europa verloren gehen, wenn die Mächte fortfahren, sich in Verhättschelung des Islams einander zu überbieten. Solange man Stamm gegen

Stamm hegen und ausspielen kann, ist das Herumkriegen beinahe ein Kinderspiel; erhebt sich aber z. B. Marokko wie ein Mann, dann könnte man Überraschendes genug erleben. Dem Mohammedaner gegenüber Achtung, wenn verdient, und Gerechtigkeit; Bewunderung und Bevorzugung niemals und nirgends!

(Fortsetzung folgt.)

Unser Missionsgarten in Kul.

Einem Briefe des Bruders Gärtner Alexander Cygan an unsern hochw. Vater Rektor entnehmen wir folgende interessante Einzelheiten.

Wenn heute ein Afrikareisender von der alten Regierungstation Faschoda aus den Weißen Nil hinauffährt und sich Kul nähert, wird er nahe bei unserer Missionsstation einer Anlage gewahr, die ihn wie eine liebliche Oase anmutet. Gewaltige und schlanke Dattelpalmen erheben da majestätisch ihre Häupter zum Himmel empor, daran schließen sich im Hintergrunde eine stattliche Reihe immergrüner Nadelhölzer, die dem Europäer wie liebe Bekannte aus der trauten Heimat ihr Willkommen bieten.

Welch eine angenehme Überraschung wird aber dem Ankömmling erst zuteil, wenn er diesen „Gain“ etwas näher in Augenschein nimmt! Wie staunt er, hier in Kul, mitten im dunklen Erdteil, einen so prächtigen, modern angelegten Garten zu finden, 328 Meter lang und 50 Meter breit, praktisch und geschmackvoll abgeteilt durch kerzengerade Wege und Pfade, den zwei Pumpen mit Göpelbetrieb mit dem nötigen Wasser versorgen. Wie läßt er mit Gemugtuung seinen Blick schweifen über all die Beete, die da mit Gemüsen

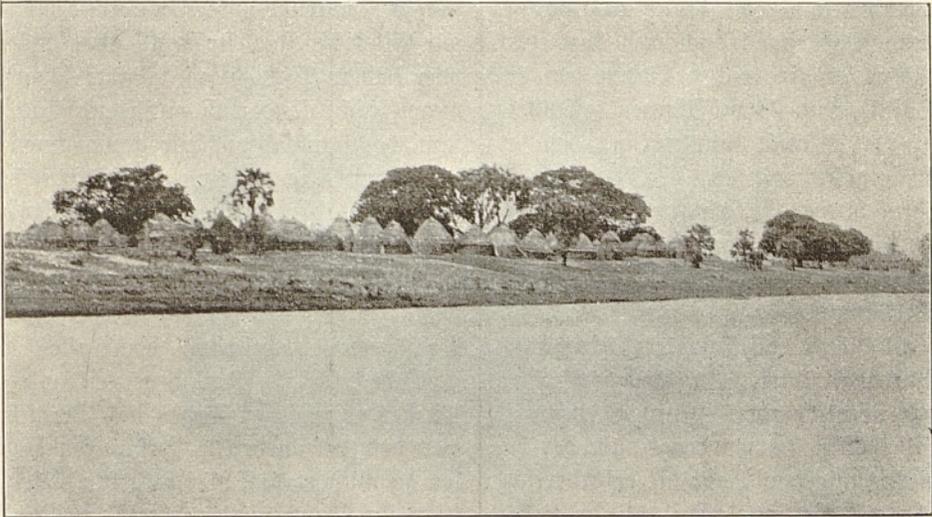
der verschiedensten Art bestellt sind. Und es regt sich in ihm etwas wie Wasagelüste beim Anblick der zahlreichen sudanesischen Fruchtbäume. „Fürwahr, ein schönes Fleckchen Erde, ja ein Paradies inmitten der öden Grassteppen des Schilluklandes.“ Und er hat recht. Was aber das für eine Heidenarbeit war, diesen unsern Missionsgarten anzulegen, und was es kostet, ihn zu bestellen und instandzuhalten, wie viel Schweiß und Mühe das gekostet, welche harte Geduldprobe und bittere Enttäuschungen die Geschichte des Gartens ausfüllen, weiß Gott allein.

Es war im Mai des Jahres 1903, als unser Oberer, der hochw. Vater Banholzer, meine Wenigkeit mit einem Mitbruder zur Anlegung eines Gartens bestimmte. Voll Eifer machten wir uns ans Werk, das um so mehr, als wir nur zu gut aus eigener Erfahrung wußten, wie wichtig es für einen Europäer in diesem Tropenklima ist, daß ihm nicht die entsprechende Nahrung aus Grünzeug und Gemüse abgehe.

Doch welche Arbeit wartet unser! Denken Sie sich nur: der Boden hierzulande besteht fast durchwegs aus schwarzem fettem Lehm; dieser aber ist unter dem Einflusse der glühenden Tropensonne sozusagen

gen zu einem einzigen Ziegelstein gehärtet und ausgetrocknet, so zwar, daß man schon beim ersten Spatenstich schier zweifeln möchte; lockerer Sandboden findet sich nur an seltenen Stellen. Dazu kommt, daß er mit Unkraut der lästigsten Art nur so überwuchert ist, und die Wurzeln haben sich oft einen halben Meter tief fest und stark in die Erde hinein vergraben; die aber wollen alle einzeln mit der größten Sorgfalt entfernt sein, wenn man sich

Arbeit nur schwer zu haben ist. Und waren etliche Knaben und Jünglinge wirklich gewonnen, welche Geduld und welche Mühseligkeit erheischte es nicht von unserer Seite, diese Kinder der Wildnis und der Freiheit bei der Sache zu halten. Da brauchte man bloß für einen Augenblick sich von ihnen zu entfernen, um gleich wie auf ein Kommando die ganze Sippe auf dem Boden ausgestreckt liegen und sich gütlich tun zu sehen. Gar mancher dieser schwarzen und



Dorf Wau der Schilluk.

nicht eine heillose Sisyphusarbeit leisten will.

Werfen wir nun einen Blick auf die Arbeitskräfte, die wir anwerben mußten. Was brauchte es nicht alles, um diesen Schilluk die höllische Furcht und das große Mißtrauen zu benehmen, wovon sie gegen uns Weiße erfüllt waren, und all die Vorurteile zu zerstreuen, derentwegen sie sich jeder Verbindung mit uns fernzuhalten suchten. Dann aber ist der Schilluk, wie Ihnen anderweitig bekannt ist, ein geborener Faulenzer, der natürlich zu einer so harten, geregelten und ordnungsmäßigen

braunen Heidenföhne war schon am zweiten Tage die ungewohnte Arbeit müde, lief auf und davon; andere erhoben nach ein paar Tagen der Arbeit unerhörte Lohnansprüche, wieder andere — wohl der Großteil derselben — blieben nur solange, bis sie das ihnen versprochene Lendentuch in Händen hatten, dann aber ließen sie sich durch Monate nicht mehr blicken oder stellten sich wenigstens nicht früher ein, bis ihr abgenütztes Lendentuch sie zu neuer Arbeit veranlaßte. Da hieß es also fleißig Geduld üben und ungebrochenen Mutes jeden Tag andere Knaben und Jünglinge zur Arbeit

heranziehen und abrichten und froh sein, daß wenigstens einige dieser schwarzen Jungens sich zu brauchbaren Hilfskräften entwickelten.

Nun, „Geduld bringt Rosen“, und so ging es denn auch mit unserem Gesächte, wenn auch langsam und mit Bleischritten, so doch stetig vorwärts, bis wir endlich hart am Nilufer ein schönes Stück Land urbar und ertragsfähig gemacht hatten. Wir umgaben dasselbe zum Schutze gegen die zahlreich umherschweifenden Ziegen und Schafe provisorisch mit einem Zaune aus Baumästen und Dornengesträuch und begannen sofort, dem jungfräulichen Boden den ersten Salat- und Gemüsesamen anzuvertrauen. Da es nicht am nötigen Wasser gebrach, so gaben wir uns der besten Hoffnung hin, binnen kurzem das nötige Gemüse aus unserem Garten zu beziehen.

Doch da kam ganz unerwartet über Nacht das Verhängnis, und zwar von einer Seite, an die wir bei unserer damaligen Unerfahrenheit wirklich nicht gedacht. Als ich mich nämlich eines Morgens wie gewöhnlich in den Garten begab, um der bereits aufgegangenen Saat die erforderliche Pflege angeheißen zu lassen, ach, du lieber Himmel, welch ein Greuel der Verwüstung stellte sich da zu meinem Entsetzen den Blicken dar! Alles drunter und drüber, alle Beete mit plumpen Füßen zerstampft, die Pflanzen ausgerissen und verschwunden, die jüngst gesetzten Bäumchen entwurzelt und geknickt, kurzum, ich war für einen Augenblick sprach- und ratlos. Was war denn geschehen? Ein Flußpferd, dieses überaus gefräßige, den Nil beherrschende Dickhäuter, hatte, ich erriet es sofort, während der Nacht den Garten mit seinem Besuche beehrt; die soeben geschilderte gräßliche Verwüstung war die traurige Folge desselben. Jetzt sahen wir den Fehler ein, den wir begangen hatten, daß wir nämlich

so hart am Flusse den Garten angelegt. Doch was tun? Sollten wir kurzerhand die Klinte ins Korn werfen und spornstreichs an einem günstigeren Orte einen neuen Garten abstecken? Das wollten wir uns vorerst doch nach all den ausgestandenen Mühen überlegen. Sie werden mir sagen, mit einem Gewehre in der Hand dem nächtlichen Ungeheuer aufslauern, ihm eine Kugel durch den Kopf jagen und es so zur Strecke bringen! Schon recht! Allein nach der Last und Hitze des Tages auch noch die nötige Nachtruhe opfern, und das bloß auf gut Glück hin, das ließe sich zwar das eine oder andere Mal leisten, ist aber schon deswegen nicht sonderlich einladend und ratsam, da man sich zugleich gegen einen andern hartnäckigen Feind zu erwehren hätte, ich meine die lästigen Moskitoschwärme und ihre bössartigen Stiche. Wir versuchten alles mögliche, die Umzäunung wurde erhöht, Fallen wurden gelegt, Netze gespannt, Nachtfeuer angezündet, doch alles ohne sichtlichen Erfolg. Im Gegenteil, wir hatten in den nächsten Tagen das Vergnügen, aus den verschiedenen Fußspuren feststellen zu müssen, daß hier mehrere dieser Bestien ihr Unwesen getrieben.

Nach all dem war also dieser Garten auf seinem Posten nicht mehr zu halten. Um eine Erfahrung reicher geworden, gingen wir in Gottes Namen von neuem ans Werk und legten vom Nil mehr entfernt, an einem etwas erhöhten Platze, unseren neuen Garten an; wir umgaben denselben außer der üblichen Hecke noch mit einem gewaltigen Wall aus knotigen und dornigen Baumästen. Diese Arbeiten gingen nun allerdings — Gott sei Dank! — viel rascher vonstatten als vordem; unsere Schwarzen waren doch schon etwas die Gartenarbeit gewohnt und griffen dieses Mal im großen und ganzen beherzt und tüchtig zu. Es wurde in vermehrter Auf-

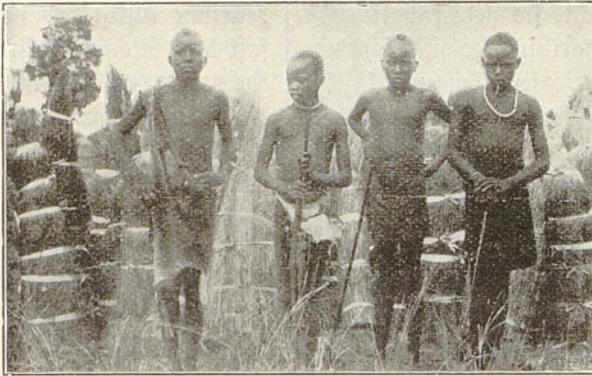
lage neu gesät und neu angepflanzt, dieses Mal mit gutem Erfolge. So hat sich auch hier das Sprichwort bewahrheitet: „Aller Anfang ist schwer!“ und jenes andere: „Gut' Ding will Weile haben“.

Sa gewiß, einen Garten hierzulande anzulegen, ist eine harte, eine mühsame Arbeit, doch übertreibe ich nicht, wenn ich Ihnen sage, daß die Pflege, die Instandhaltung desselben noch ungleich mehr Sorgen macht, noch weit größere Opfer erheischt und noch viel mehr Mut und Geduld erfordert. Da ist es zunächst wieder der lehmige Boden, in Verbindung mit der heißen Tropensonne, welcher die Gartenarbeit so überaus erschwert. Kaum hat es z. B. geregnet oder man hat die Beete frisch begossen, so bildet sich binnen kurzem an der Oberfläche eine starke, dicke Kruste. Handelt es sich um größere Pflanzen, die tiefe Wurzeln gefaßt haben, so schadet ja das nicht viel, bedeutet aber für die noch ganz jungen und zarten Pflänzchen den Tod. Ich halte darum den Tag über die meisten Beete zugedeckt, und nur allmählich darf ich sie, anfangs freilich bloß für eine kurze Zeit, den sengenden Sonnenstrahlen aussetzen. Eine noch eifrigere und angelegentlichere Pflege muß man natürlich den frischbesäten Beeten zuteil werden lassen.

Nicht genug schützen kann man sich gegen die Insektengefahr. Diese abzuwehren, nimmt einen Gärtner hierzulande Tag für Tag in hervorragendem Grade in An-

spruch. Die Nähe des Flusses begünstigt leider nur zu sehr dieses Getier, und so kommen die Insekten oft scharenweise den Nil herauf und setzen sich im Garten fest. Wehe dann, wenn nicht rechtzeitig Hilfe da ist und Vorkehrungen getroffen sind: die schönste und hoffnungsvollste Saat kann ihnen zum Opfer fallen. — Im besonderen wären zu erwähnen die berüchtigten afrikanischen Heuschrecken, namentlich aber die Termiten. Diese außerordentlich gefräßigen Tierchen machen sich vornehmlich über das trockene und dürre Holz und

zernagen es durch und durch. Das hat seine Bedeutung, indem wir hier nämlich die meisten größeren Pflanzen der häufigen und heftigen Winde wegen an kleinere oder größere Pfähle anbinden müssen. Sind diese dann unten durchgefressen, was in der



Aluru-Knaben von Omadich.

Regel bei der großen Anzahl der weißen Ameisen nicht gar lange dauert, und kommt zum Unglück ein heftiger Windstoß, so wird mitunter eine ganze Reihe dieser Pfähle umgeworfen, sie reißen in ihrem Sturze auch die Pflanzen mit, knicken sie und ruinieren sie oftmals vollständig. Die Termiten zerstören für gewöhnlich, wie gesagt, bloß dürres Holzwerk, ausnahmsweise machen sie sich auch über die zarten Wurzeln junger Bäumchen, besonders wenn dieselben selten begossen werden und die Erde herum Sprünge bekommen hat.

Ferner sei auf einen Hauptfeind der Gartenkultur aufmerksam gemacht, der ebenso listig als frech, einen Gärtner hier-

zulande in helle Verzweiflung zu bringen imstande ist. Es sind dies die zahlreichen, vielfach hirtelos herumstreichenden Schilfküziegen. Sie glauben gar nicht, was diese zottigen, klein gebauten und flinken Tiere einem zu schaffen geben können, und wie oft ich sie darum schon vor lauter Ärger und Verdruß ins Pfefferland oder ins eisige Sibirien verwünscht habe.

Natürlich, in der Wahl ihrer Weideplätze machen sie ebensovienig Umstände, wie ihre Schwestern und Genossinnen da drüben in Europa, und fragen gerade wie diese blutwenig darnach, ob ihr Besuch angenehm sei oder nicht, sie gehen halt eben auch am liebsten dorthin, wo sie nicht hin sollen und wo sie die fettesten und saftigsten Brocken aufgespiürt haben. Ganz merkwürdig aber ist, mit welcher Ausdauer, fast möchte ich sagen, mit welchem Scharfsinn und mit welcher Konsequenz sie ihr Ziel verfolgen. Denn haben sie irgendwo eine kleine Lücke an der Hecke ausfindig gemacht, da wird in Choro solange gezerzt und gezupft, bis sie sich endlich durchzwängen können, und dann aber gute Nacht! In einer halben Stunde haben sie mit den Gemüsebeeten aufgeräumt. Wehe auch den jungen Bäumchen! Auch diese werden elendiglich zugerichtet, von oben bis unten zerbitzen oder geschält, so daß sie aussehen, als wäre ein Hagel-Donnerwetter über sie niedergegangen.

Was nun die Regenzeit anbelangt, die ungefähr im Mai einsetzt und bis Ende Oktober währt, so bringt sie trotz allen sonstigen Segens für das ganze Land der Gartenkultur doch regelmäßig auch mehrfachen Schaden. Das ist leicht einzusehen, wenn man eben ihre lange Dauer in Betracht zieht und bedenkt, welcher Art die Tropenregen sind. Wolkenbruchartig und gewaltig, vielfach in Begleitung furchtbarer Gewitter fallen sie zur Erde, und das

nicht etwa bloß für ein paar Tage, sondern, wie gesagt, durch Wochen und Monate. In dieser Beziehung war es namentlich vor drei Jahren so arg, daß unser Misionsgarten beinahe vollständig der Vernichtung anheimgefallen wäre. Denn obgleich derselbe vom Nilflusse ziemlich entfernt, auf einem mehr erhöhten Platze angelegt ist, so stand er damals doch über einen Meter unter Wasser; alles war überflutet und in einen einzigen See verwandelt. So mußten wir's denn erleben, daß da, wo noch vor kurzem unsere wohlbestellten Gemüsebeete standen, jetzt zahlreiche Nilfische lustig herumschwammen. Durch fast drei Monate fuhren wir mit unserem kleinen Rahne herum, zu retten, was noch zu retten war. Eine ganze Reihe der prachtvollsten Bäume ging, mit Früchten reich beladen, zugrunde; bei der so lange anhaltenden Masse faulten ihre Wurzeln einfach weg. Ebenso fielen fast alle jungen Bäumchen dem zerstörenden Element zum Opfer. Sehr empfanden wir auch den Verlust unserer mit unendlicher Mühe angepflanzten Weinreben und Feigenbäume. Kurzum, die Früchte unserer langjährigen angestregten Arbeit waren zum größten Teile so gut wie vernichtet, das machte begreiflicherweise auf mich einen niederschmetternden Eindruck.

Heute, nach drei Jahren, ist der angerichtete Schaden vollständig wieder ausgebessert, von dem Greuel der einstigen Verwüstung findet sich keine Spur mehr.

Es wird Sie gewiß auch interessieren, zu erfahren, was denn alles in unserem Misionsgarten zu Lul wächst und gedeiht. Was nun zunächst die Bäume anbelangt, so kommen in erster Linie unsere Dattelpalmen in Betracht; fürwahr, eine herrliche Zierde unserer Anlage. Mit welcher Würde und Majestät erheben sie auf 10 bis 20 Meter hohem Stamme ihre gewaltigen

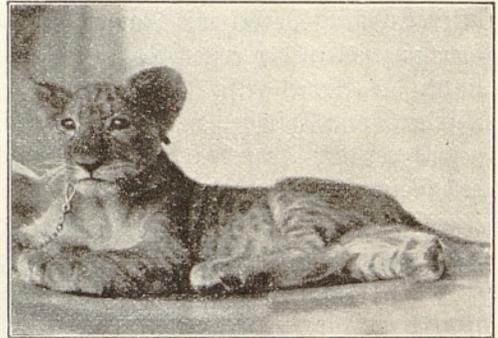
Kronenhäupter in die blauen Lüfte und wie selbstherrlich bewegen sie ihre 3 Meter langen Fliederblätter im leichten Winde. Erst sieben Jahre alt, haben sie uns bereits das dritte Mal mit ihren süßen, pflaumen-großen Früchten beglückt; an Güte stehen sie ihren Genossinnen in Khartoum in keiner Weise nach. An die Dattelpalmen reihen sich der See entlang eine stattliche Anzahl Tamarinden, die nun auch bald ihre ersten Früchte zeitigen werden. Ein weiterer recht dankbarer Fruchtbaum, von Khartoum eingeführt, ist die sogenannte Gauave, welche ihrem Aussehen nach viele Ähnlichkeiten mit dem Apfelbaum aufweist und fast das ganze Jahr ihre Früchte bietet. Nicht unerwähnt darf bleiben die ganz unscheinbare, strauchartige Geschts, wohl der beste und dankbarste Baum, den ich in Afrika kennen gelernt habe. Die Früchte, welche die Größe einer Mannesfaust erreichen, bergen in ihrem Innern zahlreiche Kerne, das sie umschließende Fleisch ist aromatisch und außerordentlich schmackhaft. Außerdem seien genannt Limone, Orangen, Bananen und Papayen. Auch Kautschukbäume haben wir in den letzten Jahren mit Vorteil angepflanzt.

Was sodann die Gemüse betrifft, so gedeihen in unserem Garten fast alle Arten der europäischen Gemüsesorten ganz vortrefflich. Leider aber gedeiht hier nicht die europäische Kartoffel. Alle Versuche, die wir bisher unternommen, sie einzubürgern, mißlangen; einen, wenn auch schwachen Ersatz hiefür bietet die sudanesishe Süßkartoffel. Es ist überhaupt der harte afrikanische Lehmboden zur Anpflanzung von Knollengewächsen nicht günstig, gleichwohl gedeihen die Radieschen vorzüglich, die großen Rettiche lassen dagegen wieder viel zu wünschen übrig. Aus der Familie der Gräser wird beispielsweise das Zuckerrohr mit Erfolg angebaut mit seinen zwei

bis vier Meter hohen Halmen, deren süßes Mark den Zucker liefert.

Alles in allem genommen, können wir mit der Ergiebigkeit und dem Ertragnis unseres Gartens sehr wohl zufrieden sein. Alljährlich heimsen wir von den Bäumen ziemlich viel ein. Der Ertrag wird sich mit der Zeit sicher vervielfachen. Gemüse, europäisches wie sudanesisches, gibt es speziell in der Regenzeit in Hülle und Fülle.

Zum Schlusse drängt sich noch die Frage auf, ob und in welchem Ausmaß die Schilluk Gartenbau betreiben und inwieweit



Junger Löwe.

wir Missionäre diesbezüglich Einfluß genommen haben.

Da muß nun freilich bemerkt werden, daß die guten Schilluk gar wenig Sinn und Verständnis für die eigentliche Gartenkultur an den Tag legen. Beim Beginn der Regenzeit begibt sich alles, Männer und Frauen, hinaus aufs Feld und arbeitet da mit den primitivsten Mitteln in der einfachsten Weise. Da wird Mais, Hirse und Korn in hinreichender Menge gesät und dazwischen, mehr so nebenbei, finden auch die Gartengewächse ihren Platz; in Betracht kommen hier vornehmlich zwei Arten von Rankenbohnen, eine ziemlich schmackhafte Kürbisart und eine Wassermelone. Einen eigentlichen Garten anzulegen, fällt keinem Schilluk ein. „Das ist

nie gewesen," bedeuten sie uns in ihrem streng konservativen Sinne, „unser Verfahren haben dies nicht nötig gehabt, warum sollen wir's anders machen.“ — In ihrem eingefleischten Haffe gegen alles Fremde verschmähen sie, besonders die älteren Schilluk, auch die europäischen Früchte, Gemüse und sonstigen ausländischen Gartengewächse. Die Einführung der eigentlichen Gartenkultur ist vorderhand noch ein Ding der Unmöglichkeit, die handgreiflichsten Argumente richten da nichts aus. Zur besseren Beleuchtung des Gesagten ein klassisches Beispiel. Da war ein alter Schilluk, Derbet mit Namen, welcher mir gar viel in der ersten Zeit im Garten unter die Arme griff. Entzückt über die wunderbaren Erfolge, die ich erzielt, und gelockt von der Brauchbarkeit und Nützlichkeit meiner Tomaten, erbat er sich von mir eines Tages einige junge Pflänzchen und setzte sie in seinem Hofe ein. Sie gediehen in der That ganz prächtig, schon hatten sich Früchte in vielversprechender Menge ange-
 setzt, da erkrankte ganz zufällig sein ältester Sohn. Sofort ging der Höllenspektakel los. Da kamen die Zauberer, die Zauberinnen und die alten Weiber alle der Reihe nach dahergelaufen und vollführten vor seinem Hause von morgens früh bis abends spät einen solchen Lärm, daß dem Alten buchstäblich Hören und Sehen verging. Sie bedrohten ihn mit dem unausbleiblichen Tode seines Sohnes, sofern nicht sobald als möglich im Hofe das verhexte fremde Zeug verschwinde; und damit lagen sie ihm solange in den Ohren, bis er endlich wohl oder übel dem ungestümen Drängen nachgab und alles mit Stumpf und Stiel dem Feuer überlieferte. Der Sohn ward bald darauf gesund, und so begann denn das listige Weibervolk neuerdings und versicherte natürlich jetzt unter dem Schein

der Wahrheit um so zuversichtlicher: „Siehst du, lieber Mann, wir haben den Erreger der Krankheit deines Sohnes gefunden; jawohl, diese fremden Pflanzen sind es gewesen, die deinen Sohn verhext und krank gemacht haben“.

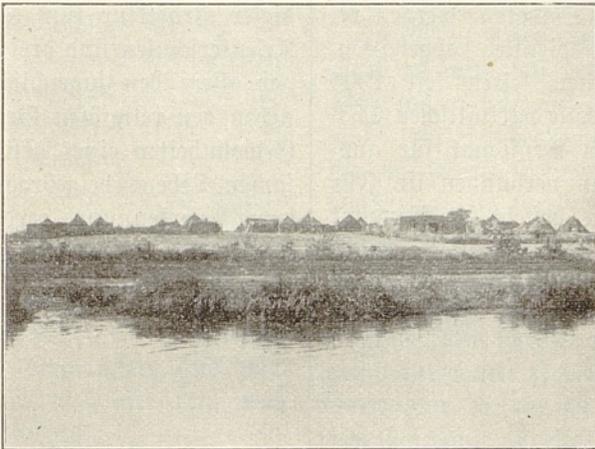
Dieses Beispiel zeigt zugleich auch, welche Aufgabe die katholische Mission hier im Schilluklande zu erfüllen hat. Doch, Gott sei Dank, wir gehen langsam besseren Zeiten entgegen, es wird allmählich Licht; bereits ist dem unglücklichen Lande die Morgenröthe erstanden, welche dem Lichte des wahren Glaubens vorangeht. Die hoffnungsvolle Schillukjugend gibt schon lange nichts mehr auf solch dummes und törichtes Weibergerede. Offen und ehrlich sprechen sie es aus: „Der Gott der Schilluk ist ein durchaus blinder Gott, uns läßt er darben, den Weißen schenkt er alles in Überfluß“. Sie lassen sich unsere saftigen Früchte schmecken, gewinnen uns Missionäre und unsere Lehre lieb. Bereits hat eine schöne Anzahl dieser tapfern Schillukburschen ihren stolzen Nacken unter das süße, befreiende Joch des Christentums gebeugt, viele andere sind auf dem besten Wege, ihnen zu folgen. Mit dem Einzuge des Christentums aber und seiner zivilisatorischen Kraft wird auch die Kultur im Lande ihren Einzug halten und mit ihr werden Glück und Wohlstand gleichen Schritt halten. Beten Sie nur und lassen Sie fleißig beten, daß Gott der Herr auch fernerhin unser Missionswerk im heißen Afrika segne und daß „der Herr der Ernte recht viel Arbeiter in seinen Weinberg sende“, namentlich auch uns viele Laienbrüder zuführe. Arbeit gibt es hier in Afrika in Hülle und Fülle; ja, „die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige“.

Rundschau in den Missionen.

Afrika.

Deutsch-Ostafrika,

Das Ausfäbigendorf Kwiwo zählt in seinem Ausfäbigenheim heute bereits 400 dieser unglücklichen Geschöpfe, von denen an die 70 Erwachsenen, die zu einer Arbeit ganz und gar unfähig sind, sowie eine stattliche Reihe alleinstehender Kinder und Altersschwache der Mission vollständig zur Last fallen. Nimmt man dazu noch alle jene Ausfäbigen der Ausfäbigenheim von Madi-bira und Peramiho, die ebenfalls ganz umsonst von der Mission verpflegt werden, so erreicht die Zahl der Unglücklichen, für welche dieselbe aufkommen muß, nahezu 600. Es ist gewiß eine harte Aufgabe, die da der Mis-



Faichilichoya am Nil.

sion obliegt, aber sie muß alles aufbieten, um derselben gerecht zu werden, da diese Unglücklichen, wenn sie keine Nahrung erhalten, davonlaufen und dann meist an Leib und Seele elend zugrunde gehen.

Auf Vorschlag der Propaganda Fide hat Pius X. die Landschaften Kuanda und Urundi, im Missionsgebiete der Weißen Väter, zu einem neuen apostolischen Vikariate vereinigt, das den Namen Kivu vom See gleichen Namens erhielt. Mit der Leitung des neuen Vikariates wurde der bisherige apostolische Vikar von Süd-Nyanja, Bischof J. Girth, betraut, während der

bisherige Koadjutor desselben, Bischof J. Sweens, die Verwaltung des Vikariates Süd-Nyanja übernahm. Letzteres Vikariat umfaßt nach einem Berichte des neuen apostolischen Vikars 23 Stationen mit 87 Missionären, teils Priester, teils Laienbrüder, 21 Schwestern (weiße Schwestern), 215 Katechisten, 17.740 Neophyten, 12.461 Katechumenen. Die Zahl der Taufen beläuft sich für dieses Jahr auf: 1776 Erwachsene, 1142 Kinder aus christlichen Ehen, 1856 in

Todesgefahr; Gesamtzahl der Taufen: 4774. Wir haben 101 Sklaven losgekauft und 340 Waisenmädchen und Witwen beherbergt und ernährt. Gepflegte Kranke 204.000, Kinder in den Schulen 4298. Kommunionen wurden 584.000 (100.000 mehr

als im vorigen Jahre) ausgeteilt. Das kleine und das große Seminar zählten zusammen 90 Zöglinge, wovon 9 die Tonjur erhielten.

Deutsch-Südwestafrika.

Die Missionsarbeit hat in dieser Kolonie bereits bemerkenswerte Fortschritte gemacht. Sie wird ausgeübt von deutschen Patres von der Unbefleckten Jungfrau Maria (Mutterhaus Hünfeld bei Fulda) und Patres vom hl. Franz von Sales (deutsche Station bei Aachen). Der 23. Grad südlicher Breite trennt die beiden

Missionsgebiete. Das nördliche bildet die apostolische Präfektur Nieder-Gimbebasien. Hier sind 22 Patres, 2 Laienbrüder, 22 Schwestern (Franziskanerinnen von Nonnenwerth) und 11 eingeborene Katechisten tätig. Die Zahl der weißen Katholiken betrug 1537, die der getauften Eingeborenen 1034, die der Katechumenen 457. Die religiöse Versorgung ist durch die großen Entfernungen der Farmen und Werften sehr erschwert; sie erfordert weite und mühevolle Reisen. Ein Wochenblatt, christliches Familienblatt, unterstützt die Arbeit der Missionäre. Für die auf den Militärstationen liegenden Soldaten werden regelmäßig Feldgottesdienste abgehalten. Die Franziskanerinnen leiten seit 1906 eine höhere Töchterchule paritätischen Charakters, mit der ein Pensionat für auswärtige Schülerinnen verbunden ist. Für die kleineren Kinder besteht in Windhuk ein Kindergarten. Die Schwestern haben während des Krieges im Felde die Verwundeten, insbesondere die Typhusfran-

ken, versorgt und besetzen in Swakopmund und Windhuk Krankenhäuser, sowie Lazarette für Eingeborene. Das südliche Missionsgebiet, die apostolische Präfektur Groß-Namaland, wird von den Salesianern versorgt. Hier sind acht Priester, ein Laienbruder, elf Schwestern und zwölf eingeborene Katechisten tätig. Die Zahl der weißen Katholiken beträgt 1510, der Eingeborenen 1566, der Katechumenen 106. Ein besonderes Verdienst erwarb sich die Mission durch Vermittlung des Friedensabschlusses mit den aufständischen Hottentotten und Bondelzwarts. Es bestehen in dieser Präfektur fünf Kinderschulen, vier Arbeiterschulen und drei Waisenhäuser, wo vor allem den jugendlichen Eingeborenen neben den religiösen Grundfächern auch die Gewohnheiten eines gesitteten und arbeitssamen Lebens beigebracht werden. Besondere Anerkennung verdient das harmonische Zusammenleben mit den evangelischen Missionen.

Apostolisches Vikariat „Khartoum“ und apostolische Präfektur „Bahr-el-Ghazal“.

Durch Dekret der Propaganda vom 30. Mai l. J. wurde unser Vikariat geteilt und die Provinz „Bahr-el-Ghazal“ mit angrenzenden Gebieten südlich vom zehnten Grade nördlicher Breite unter dem Namen „Bahr-el-Ghazal“ zu einer apostolischen Präfektur erhoben. Durch ein zweites Dekret vom gleichen Tage wurde dann der frühere Name apostolisches Vikariat „Sudan oder Zentral-Afrika“ in apostolisches Vikariat „Khartoum“ umgeändert, bei dem die noch restlichen Gebiete verbleiben.

Ein Tiroler Missionär in Äquatorial-Afrika.

Dem Leben nacherzählt von Robert Tonolli.

(6. Fortsetzung.)

16. Kapitel.

Aus der Sommerfrische zurückgekehrt, war Friedrichs erster Gang zu seinem Onkel, um mit ihm alles Nähere betreffs seiner Zukunft zu besprechen; hier erhielt er auch eine Nachricht von seiner Mutter.

„Ich habe einen Anhaltspunkt,“ sagte er mir bei seinem nächsten Besuche mit strahlenden Augen, „der mich auf die Spur meiner Mutter führen kann. Zur Zeit meiner Geburt war sie nämlich in S... bei einem Gastwirte in Diensten.“

Armer Jüngling! Sein Antlitz strahlte vor Freude; und welch eine Freude! Konnten nicht tausenderlei Umstände sie mit einem Schlage zunichte machen? Trotzdem war von diesem Tage an ein Umschwung in seinem Außern eingetreten, und zwar zu seinem Gunsten, er blickte mit mehr Zuversicht in die Zukunft.

Nach einigen Wochen war Friedrich wieder auf Reisen. Jeder, der ihm begegnet wäre, hätte sagen müssen, daß freudige Gefühle das Innere des Wanderers bewegen mußten. Und in der Tat war er in Gedanken bei seiner Mutter. Welch eine freudige Überraschung mußte es für sie sein, dachte er bei sich, wenn sie ihn das erste Mal wiedersehen und wiedererkennen würde. „Wenn nicht viel,“ sagte er sich, „so werde ich doch wenigstens etwas meinem Vater ähneln und von ihr gleich erkannt werden. Arme Frau! Trotz ihrer Nachlässigkeit und obwohl sie meiner ganz vergessen hat, so fühle ich doch, daß ich sie liebe; und ist es nicht auch meine heilige Pflicht, sie zu lie-

ben? Sie hat vielleicht sonst keine Kinder mehr und ist auf meine Unterstützung angewiesen! Und wenn sie arm, überaus arm wäre und von der Hand zum Munde leben müßte? Wenn sie dann mit Tränen in den Augen mich umarmen und mich beschwören würde: ‚Lieber Sohn, verlasse mich nicht!‘ Was dann?“ ...

In S... angelangt, begab er sich sogleich zu dem ihm bezeichneten Gasthause. Während er nun auf das bestellte Mittagmahl wartete, beobachtete er jede Person, die in seinen Gesichtskreis kam, in der Hoffnung, die von ihm Gesuchte zu entdecken. Nach dem Mittagessen erkundigte sich der Pikkolo, ob er bis morgen zu bleiben gedenke.

„Das kann ich Ihnen jetzt noch nicht sagen,“ entgegnete Friedrich. „Ich suche eine Verwandte, die vor zwanzig Jahren in diesem Gasthause angestellt war; es wird aber wohl schwierig sein, sie wieder ausfindig zu machen, denn, weiß der Himmel, wie viele Herren sie in der Zwischenzeit schon gewechselt hat... Zwanzig Jahre ist eine lange Zeit... Haben Sie je hier eine gewisse Laura B... nennen gehört?“

„In den sechs Jahren, wo ich mich hier befinde, habe ich keine Person kennen gelernt, die so hieße,“ antwortete der Wärtner und entfernte sich.

Bald darauf betrat der Wirt selbst das Zimmer, freundlich grüßend wandte er sich an Friedrich.

„Der frühere Besitzer des Gasthauses wohnt nicht weit von hier, bei ihm könnten Sie vielleicht die gewünschte Auskunft

erhalten; wenn Sie wünschen, so lasse ich Sie dorthin geleiten.“

Friedrich nahm das Anerbieten an und in einer Stunde befand er sich in einem hübschen Landhäuschen, dicht am Gardasee gelegen. Als der Eigentümer eintrat und ihn freundlich grüßte, legte ihm Friedrich alsogleich den Grund seines Besuches dar.

„Entschuldigen Sie, daß ich mir die Freiheit genommen habe, Sie zu belästigen, ich möchte Sie um Auskunft über eine gewisse Laura B... bitten, die vor etwa 20 Jahren bei Ihnen in Diensten stand; es würde mich sehr interessieren, zu erfahren, woher sie stammt und ob sie vielleicht noch lebt.“

„Unjere Laura?“ entgegnete der Angeredete etwas bestürzt. „Als ich im Jahre 1859 das Gasthaus verkauft hatte, kehrte sie nach Hause zurück, nachdem sie durch zehn Jahre bei mir in Diensten gestanden war. Sie stammte aus B... in Balsugana; kennen Sie den Ort, der, so viel ich weiß, nicht weit von Trient entfernt ist?“

„Ich kenne ihn, wenigstens den Namen nach.“

„Laura stammte also aus jenem Dorfe. Ungefähr ein Jahr nach unserer Trennung teilte sie uns schriftlich mit, daß sie mit einem Wirte jenes Dorfes den Bund fürs Leben geschlossen habe. Späterhin haben wir keine Nachricht mehr von ihr erhalten; es ist schon lange her und sie kann auch schon gestorben sein. Arme Laura! Sie war so liebenswürdig und gut, ihrer Herrschaft so ganz ergeben! Aber, entschuldigen Sie, was veranlaßt Sie, sich nach ihr zu erkundigen? Ist sie vielleicht eine Verwandte von Ihnen?“

„Ich habe wichtige Angelegenheiten mit ihr zu besprechen,“ entgegnete Friedrich etwas verwirrt.

„Haben Sie im Sinne, sich einige Tage hier in S... aufzuhalten?“

„Nein, ich möchte vielmehr noch heute abends nach Niva zurückkehren.“

„Das können Sie für heute nicht mehr, da das einzige Schiff, welches den Verkehr zwischen S... und Niva vermittelt, soeben abgefahren ist. Sie müssen also bis morgen um diese Zeit hierbleiben, und wenn es Ihre Geschäfte gestatten, so erwarte ich Sie für morgen zum Mittagessen. Ich tue das,“ fügte er mit einem vielversprechenden Lächeln hinzu, „um Ihnen zu zeigen, wie sehr es mich freut, einen Verwandten unserer Laura bewirten zu können.“

Der Jüngling wollte sich entschuldigen, doch der Alte unterbrach ihn sogleich mit den Worten: „Da gibt es keine Entschuldigung, ich erwarte Sie für morgen mittag.“

Es blieb also Friedrich nichts anderes übrig, als die freundliche Einladung anzunehmen und sich für jetzt zu verabschieden. Nach einer kurzen Rahnfahrt auf dem herrlichen See, kehrte er in das Gasthaus zurück, um dort zu übernachten. Schon wollte er sich zur Ruhe begeben, als es leise an seiner Thür pochte und der Pikkolo eintrat. Nachdem er verschiedene Brieffschaften hervorgezogen, wandte er sich an Friedrich mit der Frage: „Kennen Sie diese Handschrift?“

„Sie ist mir gänzlich unbekannt,“ erwiderte der Jüngling, nachdem er dieselbe genau betrachtet hatte.

„Und die Unterschrift?“

Friedrich blickte sie an, las sie und wurde in dem gleichen Augenblicke weiß wie das Papier, das er in Händen hielt.

17. Kapitel.

„Wer hat Ihnen diese Briefe übergeben?“ wandte sich Friedrich an den Gastwirt, der inzwischen gleichfalls eingetreten war.

„Niemand. Es werden ungefähr fünf Jahre her sein, daß sie ein Tischler in einem geheimen Fache eines Schreibtisches fand und sie mir übergab. Da ich dachte, Sie könnten sich vielleicht dafür interessieren, ließ ich sie Ihnen bringen.“ Mit diesen Worten entfernte er sich.

Ich finde keine Worte, um das auszudrücken, was Friedrich beim Durchlesen der Briefe, die von seinen Eltern geschrieben worden waren, empfand. Vergeblich suchte er in dieser Nacht nach Schlaf.

Des anderen Tages gegen Mittag wurde Friedrich abgeholt, um sich zu seinem Gastgeber zu begeben. Dieser hatte sich am Abend vorher nach Friedrichs Abschied zu seiner Gattin begeben und sie in folgender Weise auf Friedrichs Ankunft vorbereitet: „Erinnerst du dich noch jenes Offiziers, der durch mehrere Jahre die Ferien bei uns verbrachte?“

„Du meinst wohl den Baron Kn...?“

„Gerade den.“

„Und was soll das?“

„Morgen wird er mit uns zu Mittag essen.“

„Du willst mich wohl zum besten halten.“

„Du wirst es schon sehen. Ich mache dich nur darauf aufmerksam, daß er die Uniform abgelegt hat. Beobachte ihn nur genau; wenn du dich noch an seine Gesichtszüge erinnerst, wirst du sehen, daß es der gleiche ist. Mein Auge täuscht mich nicht leicht.“

„Je mehr du redest, um so weniger verstehe ich dich.“

„Heute war ein Jüngling bei mir, der sich nach der Laura erkundigte. Sein Benehmen, sein Blick und sein ganzes Außere sagten mir, daß es ihr Sohn sein müsse. Morgen wird er bei uns zu Mittag sein. Hüte dich jedoch, etwas merken zu lassen,

daß du ihn kennst, denn, wie mir scheint, will er sich nicht zu erkennen geben.“

Wenn Friedrich von dieser Unterredung etwas gewußt hätte, so würde es ihm sicherlich noch viel mehr gekostet haben, sich vorzustellen. Da es ihm jedoch gänzlich unbekannt war, daß man ihn erkannt hatte, so war es ihm nicht gar so schwer, der Einladung Folge zu leisten.

Die Gastgeber empfingen ihn mit aller Zuborkommenheit, so daß Friedrich gleich Mut faßte. In angenehmer Unterhaltung war die Zeit schnell verstrichen. Beim Abschiede wurden ihm noch viele Grüße an Laura aufgetragen.

„Mit Freuden werde ich die Grüße ausrichten, falls es mir glücken sollte, Laura ausfindig zu machen. Ihre Aufmerksamkeit mir gegenüber verwirrt mich aber, und ich wüßte nicht...“

„Es ist durchaus nicht allein Thretwegen, es geschieht alles nur der Laura wegen, und Sie können daraus ersehen, daß sie es verstanden hat, sich beliebt zu machen... Wer hätte es über sich gebracht, ihr sein Wohlwollen vorzuenthalten? Ist es nicht wahr, daß sie mit ihrer liebenswürdigen Zuborkommenheit alles an sich zog?“

„Ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich sie nur ein einziges Mal sah, und da nur flüchtig; zudem war ich noch so klein, daß ich mir jetzt nicht einmal mehr ihr Außeres vorstellen kann.“

Während Friedrich sprach, warf der Gastgeber seiner Gemahlin einen vielsagenden Blick zu, dann wandte er sich Friedrich zu: „Als Ihre Verwandte Laura zu uns kam, zählte sie ungefähr fünfzehn Jahre, und blieb lange Zeit hier bei uns, ferne von der Heimat...“

Friedrich erkannte jetzt, daß er durchschaut sei, er errötete und brachte stotternd einige unzusammenhängende Worte hervor. Der jetzt ankommende Dampfer ret-

tete ihn aus der Verlegenheit. „Es ist Zeit zum Aufbrechen,“ wandte sich der Gastgeber an ihn und begab sich mit ihm zum nahen Ankerplatz. Beim Abschiede drückte er Friedrich noch einmal die Hand und überreichte ihm eine Photographie: „Das ist das Bild Ihrer Mutter“. Der Jüng-

ling vernahm zwar die Worte, vor seinen Augen wurde es jedoch finster, so daß er sich am Schiffsgeländer festhalten mußte. Als er wieder seiner selbst mächtig wurde, hatte sich das Schiff schon eine gute Strecke vom Ufer entfernt und sein Gastgeber war nicht mehr zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Verchiedenes.

Ignaz Knitel †.

Am 23. Mai schloß sich in Elbingenalp (Lechtal) das Grab über einen Mann, der es wohl verdient, daß wir ihn dem besonderen Memento aller Missionsfreunde empfehlen. Von den älteren Pfarrern in Tirol und weit darüber hinaus haben ihn wohl alle gekannt, den eifrigen Devotionenhändler Ignaz Knitel in Innsbruck. Unermüdlicher Fleiß, praktische Geschäftskennntnis, strenge Sparsamkeit und vor allem Gottes Segen ermöglichten es ihm, mit der Zeit ein nettes Vermögen zu sammeln, das er auch zu gebrauchen verstand. Wie wenig er eigentlich am Gelde hing, bezeugt am besten wohl der seltene Umstand, daß er das Geschäft aufgab, wie es am glänzendsten ging, und sich vor zirka 15 Jahren vollständig ins Privat-, ja ins Stilleben zurückzog, um an das große Geschäft der Selbstheiligung zu denken. Was er mit Mühe und Anstrengung gesammelt, davon teilte er nun mit Klugheit und Großmut anderen mit. Anstalten, Klöster, Kirchen, Spitäler — in



Ignaz Knitel †.

und außer Tirol — Studenten und Geschäftsleute, arme Familien, alle fanden in ihm einen stets bereiten Helfer in der Not. In ganz besonderer Weise war er ein warmer Freund des Missionswerkes, das er über jedes andere Wert stellte und dementsprechend auch mit Gaben bedachte. Er bekannte öfters einen großen Trost und unbeschreibliche Freude zu empfinden, wenn er wieder einen „Wisch“ geben konnte. Sein Prinzip war es eben auch, bei Lebzeiten zu geben und nicht erst abzuwarten, bis man nichts mehr behalten kann, bis der Tod mit Gewalt uns alles entreißt — das sei keine Liebe, keine Gabe mehr. Der liebe Gott belohnte ihn, der in seiner großen Gewissensreinheit und Ängstlichkeit den Tod stark fürchtete, in auffallender Weise mit einem sanften Tod, indem er lachend seine Seele aushauchte, ohne eigentlich krank gewesen zu sein. Die Photographie ist die einzige, die er anfertigen ließ, und zeigt ihn im besten Mannesalter. Er ruhe in Frieden!

„Durch Sand, Sumpf und Wald.“

Von Br. Willram (Zunsbruct).

Kürzlich ist ein hervorragendes Reise-
werk aus der Feder des Missionsbischofs
Geher unter obigem Titel erschienen.

Der heiße Glanz der Tropensonne liegt
vielfach über diesem Buche; die schillernde
Farbenpracht des Südens, das buntfarbige
Gemisch seiner Rassen, die Stimmen des
Waldes und der Wüste, das Schweigen der
Steppe, der Demantschimmer afrikanischer
Nächte und das Lophet der Äquatorhöhe;
das uralte Rätsel des heiligen Nil, die hun-
dertsfachen Landschaftsdichtungen seiner
Ufer, die Heimlichkeiten der Wildnis und
all das klingende, singende, blühende und
glühende Leben und Weben ihrer Tier-
und Pflanzenwelt; dann die Geschichte des
Sudans und das blutige Schicksal seiner
Völkerstämme; das gewalttame, jahrzehnte-
lange Ringen zwischen Kultur und Anti-
kultur, wie es in den Kämpfen mit den
Sklavenjägern und in der Mahdibewegung
zum Ausdruck gelangte; der endliche Sieg
der ersteren und ihr segensreiches Wirken
unter den Wilden Afrikas; das fortschrei-
tende Wachstum der Zivilisation in den
südlichsten Flußgebieten des heiligen Stro-
mes; die Anfänge der katholischen Heils-
lehre im Sudan; die Popularisierung des
katholischen Missionsgedankens unter den
verschiedenen Negertypen der Nilbewoh-
ner; die sorgsame Suche nach geeigneten
Missionsplätzen und das Errichten der er-
sten primitiven Stationen im Heiden-
lande — das alles zieht in fesselnden Schil-
derungen und kaleidoskopischer Buntheit
beim Durchblättern dieses seltsamen Bu-
ches vor dem Auge des Lesers vorüber.

Und der hochwürdigste Autor, den ein
mehr als zwanzigjähriger Aufenthalt zum
vollendeten Kenner des afrikanischen Nor-
dens und seiner Verhältnisse gemacht hat,

zeigt sich in diesem Buche nicht bloß als
souveräner Beherrscher aller stofflichen De-
tails, sondern auch als ganz hervorragender
Stilist und routinierter Natur- und
Charakterzeichner. Das Werk, welches zu-
meist die Tagebuchform beibehält, gliedert
sich in 13 Abschnitte, welche uns größten-
teils die großen Missionsreisen des hoch-
würdigsten Verfassers vorführen und die
wir mit ihm — an der Hand vorzüglicher
Kartenfakten — im Geiste mitmachen, da-
bei bekannt werdend mit den Negerrassen
Zentralafrikas, dazu kennen lernend ihre
Sitten und Gebräuche, ihre religiösen An-
schauungen und Lebensgewohnheiten, um
dabei aus der Fülle geographischer, kultur-
und naturhistorischer Bemerkungen ein
klares und abgerundetes Gesamtbild die-
ser uns fremden Menschen und Zonen zu
gewinnen.

Wir müssen es uns versagen, auf die
Einzelheiten dieses prächtigen Buches ein-
zugehen; ja, es würde zu weit führen, die
verschiedenen Wanderungen des seeleneifri-
gen Missionsbischofs zu Land und zu Was-
ser, durch Sand, Sumpf und Wald auch
nur flüchtig zu skizzieren; wir müssen uns
lediglich darauf beschränken, dem Leser den
dürftigen Rahmen zu zeigen, in welchen
der hochwürdigste Autor das farbensatte
Gewebe seiner reichen Erinnerungen und
Erfahrungen hineingelegt hat. Seine erste
Reise geht von Khartoum nach Wau und
macht uns mit den Dinka-, Schilluk- und
Dschurnegern bekannt. Fahrt und Tierle-
ben auf dem weißen Nil, dessen Sumpf-
landschaften, sowie das geheimnisvolle Le-
ben und Weben ihrer Pflanzen- und Vogel-
welt haben in Bischof Geher einen geradezu
meisterhaften Schilderer gefunden. Dann
folgt die „Rundreise im Nordwesten von
Wau und Gründung der Mission Ka-
nyango“. Immer neue Stämme paradiere-
halb- oder unbekleidet, seltsam gefärbt, noch

seltsamer ausgestaffiert, scheu die einen, vertraulich die andern, diese stumpfsinnig, jene intelligent an uns vorüber; jetzt die Bongo und Bellanda, dann die Golo und Ndoggo und zuletzt die Bareh und die Kupferfarbenen Njam-Njam. Weitere Kapitel beschäftigen sich dann noch eingehender mit diesen Negerstämmen und bringen wahre Kabinettstücke von Natur- und Charakterzeichnungen. Die Schilderungen der sogenannten Sedds oder Grasbarren und Grassparren auf dem Dschurfluß und der Nachtmusik des Sumpfes sind von prickelndem Reiz, während die Beschreibung eines Sonnenunterganges in den Sümpfen (S. 156) sich zu geradezu klassischer Schönheit erhebt. Das fünfte, sehr lesenswerte Kapitel beschäftigt sich mit den Reisen des wackeren Missionsbischofs im westlichen Bahr-el-Ghazal und führt uns zu den häßlichsten Schwarzen — den sogenannten Kreisch, dann zu den Bembo- und endlich in die Hütten der schönen Schattnegers. Herz und Augen erquickende Flußbilder (Biri und Koko, S. 211 u. 217), wo kühle Waldesdome sich über silberne Wasserfäden wölben und an sommergrünen Uferfelsen alle Zauber der Tropenwelt und alle Märchen der Einsamkeit spinnen — wechseln mit Steppeneinöden, welche sich — von keiner Tier- und Pflanzenwelt belebt, in trostloser Flachheit, nur von Sonnenbrand und Wüstenstille umflutet — vor dem Auge des Lesers dehnen und ihn die Qualen des Durstes nachfühlen lassen, den der Meisterstift des Autors so plastisch zu schildern versteht. (S. 235.)

Einen nicht unerwünschten Ruhepunkt nach dem bunten Vielerlei all des Geschauten und Miterlebten bieten die prächtigen Federzeichnungen, welche Bischof Geher im Kapitel: „Von Khartoum zum Roten Meere“ von Suakin und der mächtig aufstrebenden Hafenstadt Port Sudan ent-

wirft. Ein späteres Kapitel: „Erfowit und Sinkat“ überschrieben, führt uns nochmals in diese Gegend und läßt vor dem Leser in Schilderungen voll orgiastischer Farbenpracht (S. 325, 326, 327) die Szenerie einer sudanesischen Sommerfrische mit herrlichen Detailmalereien ihrer Fauna und Flora erstehen. Und auf solche Weise gelingt es dem Autor, die unvermeidliche Monotonie mancher Partien des umfangreichen Werkes immer und immer wieder durch neue Farbenskalen auszugleichen, so daß jede Ermüdung durch das frische Tempo seiner Schreibweise rasch verschleucht wird und sich unser Interesse an der warmblütigen und impulsiven Darstellungskunst des hochwürdigsten Verfassers von Kapitel zu Kapitel steigert.

Zu den schönsten Partien des Buches zählen wir die „Reise zu den Njam-Njam“. Hier werden die Naturschilderungen, welche uns Bischof Geher entwirft, zum Hochgesang der schrankenlosen, tropischen Wildnis; und der bischöfliche Charakterzeichner, dem das sing-, tanz- und trinklustige Völklein der Njam-Njam (man fühlt es Zeile für Zeile) so sehr ans Herz gewachsen, malt nur einmal noch in denselben herzugewinnenden und bestrickenden Farben: dort, wo er von seinem über alles geliebten Baganda spricht. Und so weiß er seine Leser nicht bloß zu fesseln, sondern reizt sie förmlich durch die eigene Begeisterung mit sich fort und zwingt ihnen sein eigenes Fühlen und Denken, Wünschen und Lieben auf. Kann man einem Buche noch ein höheres Lob spenden? Und Bischof Geher's Buch verdient es ohne Einschränkung.

„Von Khartoum nach Gondokoro“ — das neunte Kapitel — schildert eine weitere Reise des unermüdbaren bischöflichen Missionärs, welche die Gründung einer Mission in der Nilprovinz des britischen Protektorates von Uganda zum Zwecke

hatte. Wir begleiten ihn durch die Papyrusümpfe des Bahr-el-Dschebel und bewundern die feine Milieukunst des unübertrefflichen Schilderers, der jetzt die üppig-wilde Sinfonie der tropischen Pflanzenwelt, dann wieder das herzbeleckende Schweigen und die wuchtende Einsamkeit schier endloser Wasserpfade und endlich den fesselnden Lichtreigen der Leuchtkäfer und Glühwürmer im Abenddämmer über dem Dunkel der Sumpflandschaft mit immer neuen und treffenden Tinten zu malen weiß. — Dann folgen Blätter, welche die Hirtenfreude des bischöflichen Seelsorgers unter den Baganda-Christen zum Ausdruck bringen, und die vibrierende Hand des freudig bewegten Missionsbischofs scheint für eine kurze Weile die Herrschaft über die Feder des Stilisten verloren zu haben, findet sie aber sofort wieder im folgenden Kapitel, das die Gründung der Mission Omadsch zum Gegenstande hat und mit wundervollen Tropenschilderungen einsetzt. Wir lernen die Bari und Madi kennen, sind Zeugen der Begegnung Bischof Geheys mit dem Expräsidenten Theodor Roosevelt und gelangen mit dem Autor an die südlichste Grenze seines apostolischen Vikariats an den Albertsee und Viktoria-Nil. Neue Volksstämme — die M-Scholi und M-Luru — treten uns vors Auge und mit rührender Einfalt und Herzlichkeit sehen wir die Baganda-Christen ihrem Bischof zugetan, der zu ihrer Missionierung die Station Omadsch errichtet und in seiner väterlichen Liebe für die Baganda noch die weite seelsorgliche Studienreise in das herrlich missionierte Uganda nach Entebbe am Viktoria-Nyanza unternimmt.

Die Schilderung dieser Reise: „Von Omadsch durch Uganda nach Khartoum“ gehört mit zum Schönsten des ganzen Buches. Die Hochebene von Unyoro entlockt der Feder des Autors die feurigsten Töne

für die Zeichnung ihrer landschaftlichen Schönheit, und wir glauben kaum, daß dieser Garten der Natur dort unten am Erdgleicher und sein gottbegnadetes Volk je in kürzeren und kräftigeren Strichen beschrieben wurde, als es die Kunst des Bischofs Gehey getan hat.

Dann führt uns der hochwürdigste Verfasser ins Spital der Schlafkranken zu Boanoka und beschreibt uns in glühenden Farben das entzückende Rundbild von Entebbe. Wir lernen dabei eine Menschenrasse kennen, welche das Christentum und die zivilisatorische Tätigkeit der Regierung auf eine fast europäische Kulturstufe erhoben, so daß uns die fast ekstatische Begeisterung, welche den bischöflichen Autor für Uganda beseelt, begreiflich wird, und auch wir uns — nolens volens — davon anstecken lassen.

Nun begleiten wir den Verfasser zur Geburtsstätte des Nil und landen mit ihm in Port Florence am Ostufer des Viktoria-Nyanza. Von dort geht unsere Fahrt mit ihm nach Mombasa an der Meeresküste und unsere Augen haben im Schneeschimmer des Kilimandscharo, dessen Beschreibung nicht minder durch ihre prägnante Kürze als auch durch ihre plastische Schönheit sich auszeichnet. Ebenso packend wirkt die Schilderung von Aden. Mit einem Besuch des englischen Königspaares im Sudan leitet der hochwürdigste Autor sein Schlußwort ein — und hatte er den Leser mit der historischen Vergangenheit von Khartoum und Omdurman bereits im Eingangskapitel bekannt gemacht, so führt er ihn zum Schluß ins moderne Getriebe dieser afrikanischen Großstadt ein; ihre Bauten und Plätze, ihre Straßen und Boulevards, ihr Rassengemisch und Sprachengewirre, ihr Trachten- und Völkerbild — alles, alles lebt — klaren Auges geschaut und mit sicherer Hand gezeichnet — wie ein echt

orientalisches Gemälde in fein abgetöntem Rahmen vor unseren Blicken auf und der Panegyrikus, den der Verfasser dem englischen Regime in überzeugten Worten darbringt, scheint uns an der Hand der vorgeführten Tatsachen keine Übertreibung, sondern nur dankbar anerkannte Wahrheit und freudigst gebuchte Wirklichkeit. Nach einem kurzen, orientierenden Überblick über den gegenwärtigen Stand des apostolischen Vikariates im Sudan schließt der Verfasser mit einem warmen Hinweis auf alle die Opfer und Mühen und Menschenleben, welche die Missionierung Zentralafrikas schon gekostet, und richtet Worte des Dankes an alle Wohltäter seines Missionsgebietes in Deutschland und Österreich. Da, der heiße Glanz der Tropensonne liegt über dem Buche Bischof Geysers, aber nicht der lahmlegende, erschlaffende, ermüdende Glanz, sondern der stets bestrickende, stets neue Wunder an Farben und Schönheit offenbarende Zauber des fernen Südens;

aber es liegt auch darüber der Glanz heiliger Liebe, jener Liebe, die alles trägt, alles duldet, alles opfert und hingibt, um allen alles zu werden. Und das ist es, was Geysers Buch — über alle stilistische Schönheit und Eleganz hinaus — jenen undefinierbaren Reiz, jenen Charme gibt, die man bei ähnlichen Rejewerken vergeblich suchen wird. Ebenso aktuell wie Ohrwalders Werk: „Zehn Jahre in der Gefangenschaft des Mahdi“, wird Bischof Geysers Buch bleiben, und dies um so mehr, als neun vortreffliche Kartenskizzen und eine große Zahl (394) der besten Bilder in sorgfältiger Anordnung das geschriebene Wort ergänzen und beleben. Möge das großzügige Werk, welches um den verhältnismäßig geringen Preis von 10 Kronen erstanden werden kann, dem hochverdienten Missionsbischof und wackeren Kulturpionier im fernen Süden recht viele Bausteine für sein Missionsfeld liefern!

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Mein Führer beim Gebete. Vollständiges Gebetbuch für die Jugend. Herausgegeben im Auftrage des Vereines katholischer deutscher Lehrerinnen von Therese Wolff, Hilfsschullehrerin in Dortmund. Mit vielen Bildern. Zweite, verbesserte Auflage. 32° (VIII u. 240 S.). Freiburg und Wien 1913, Herderische Verlags-handlung. Geb. 90 Pf. (K 1,08) und höher, je nach dem Einband.

Dieses Kindergebetbüchlein bietet in seinen zehn Kapiteln in kindlicher Einfachheit alles, was Kinder von acht bis elf Jahren nötig haben, um glaubenstreu und glaubensinnig mit ihrem Gott im Gebete zu verkehren. Jedes Kind wird das Büchlein ob seiner klaren, leichtverständlichen Darstellungsart und seines echt kindlichen Tones lieb gewinnen.

Aus allen Zonen. Bilder aus den Missionen der Franziskaner in Vergangenheit und Gegenwart. Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei, Trier. Jedes Bändchen geheftet 50 Fig., elegant gebunden 80 Fig.

Der in letzter Zeit so oft gehörte, bis jetzt aber leider meist ein frommer Wunsch gebliebene Ruf nach Erforschung und Bekanntgabe unserer reichen katholischen Missionsgeschichte ist von den Söhnen des heiligen Franziskus für ihr Gebiet praktisch in die Tat umgesetzt worden durch ein Unternehmen, das populäre Darstellung auf Grund wissenschaftlicher Forschungen erstrebt. Es sind dies die schon bei ihrem ersten Erscheinen von der Kritik günstig aufgenommenen Bilder aus den Missionen der Franziskaner in Vergangenheit und Gegenwart. Wie Universitätsprofessor Schmidlin in Münster sich äußert, „eignen sie sich durch die Wahl des vielfach fesselnden Gegenstandes, durch die leicht verständliche Form, die dem Bedürfnis der Gebildeten wie des schlichten Volkes angepaßt ist, durch die Kürze und Abgeschlossenheit, Handlichkeit und Billigkeit der einzelnen Beiträge vorzüglich zur Verbreitung der Missionskenntnisse in den we testen Kreisen. (Zeitschrift für Missionswissenschaft I 1911, 349.) Dabei bilden sie eine anregende und unterhaltende Lektüre, besonders auch für die heranwachsende Jugend, sodaß sie nicht genug empfohlen werden können.“

Übermüt

ist es, allzujehr auf das Glück der Gesundheit zu pochen und zu denken: „Mir kann nichts geschehen, ich bin ein fester Kerl“. Es wird keinem Menschen an der Wiege gefungen, ob ihn nicht einmal das Pödraga quälen wird. Ein Luftzug genügt oft, um uns mit den Unannehmlichkeiten des Rheumas bekannt zu machen, um uns Fexenschuß, Keißen und Stechen zu bringen. Kluge Menschen haben immer Fellers schmerzlinberndes Pflanzen-Essenzen-Fluid m. d. M. „Elsa-Fluid“ im Hause und sind dadurch gegen böse Zufälle gewappnet. Auch unseren Lesern empfehlen wir, 12 Flaschen für 5 Kronen franco vom Apotheker E. V. Feller, Stubica, Gkaplatz Nr. 179 (Kroatien) zu bestellen, am besten zusammen mit Fellers abführenden, krampfflösenden und verdauungsfördernden Rhabarberpilden m. d. M. „Elsa-Pillen“, von denen 6 Schachteln franco 4 Kronen kosten.

n — — — (6)

Harmonium, das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente kann jedermann ohne Vorkenntnisse sofort 4stimmig spielen mit dem neuen Spielapparat „Harmonista“, Preis mit Heft von 320 Stücken nur 35 Mk.

Illustrierte Kataloge über Harmoniums von 45 Mk. an u. Prospekt üb. Spielapparat bitte gratis zu verlangen.
Aloys Maier, Päpstl. Hoflieferant, Fulda. (3)

Junge Leute

Handwerker, wie Tischler, Schuster, Schneider Bauernburschen usw. usw finden als

Laienbrüder

Aufnahme im

Missionshaus in Milland bei Brixen.

Beste christl. Bezugsquelle!
Billige Bettfedern



1kg graue geschl.
K 2, bess.
K 2'40,
halbweiß
K 2'80,
weiß K 4,

bess. K 6, Herrschaftsschleiß K 8, Kaiserschleiß 9'50, Daun (Flaum) grau K 6, 7 u. 8, Daun (weiß) K 10, Brustflaum K 12, Kaiserflaum K 14. Bei Abnahme von 5kg franco.

Fertige Betten

aus dichtfäd., rotem, blauem, weiß, od. gelb, Nanking, 1 Tuchent, ca. 180x120 cm groß, mitsamt zwei Kopfkissen, ca. 80x60 cm, gefüllt mit neuen, grauen, flaumigen Bettfedern K 16, Halbdauen K 20, Daun K 24, Tuchente allein K 12, 14 u. 16, Kopfkissen allein K 3, 3'50 u. 4. In allen and. Größen u. Ausführl. laut Preisliste. Vers. geg. Nachn. v. K 10 an franco. Umtausch oder Geld retour. Josef Blahut in Deschenitz Nr. 186 Böhmerwald. — (2)

Verlangen Sie kostentl. meine ausführhl., illust. Preisliste.

Fast umsonst!

Bestellt euch jeder ein Paket Reste, enthaltend besten Bettkanevas, Hemdenflanell, Oxford, Blaudruck, Kleiderzephyr usw., zusammen

40 bis 45 Meter Reste um 16 Kronen.

Besonders überrascht werden Sie sein, wenn Sie sich **40 Meter Reste** in extra bester Qualität bestellen um **19'80 K.** In dieser Sendung enthaltene Kleiderstoffe werden nach Wunsch in Sommer- oder Winterware geliefert. Die Ware ist fehlerfrei, genau so wie die Stückware, doch ist kein Rest länger als 20 m und nicht kürzer als 3 m. **6 Stück Leintücher** aus prima Flachsgarn, 150 cm breit, 225 cm lang, **15'90 K.** **Ein Paket mit 3 Stück Wolledecken 9 K.** Diese Decken eignen sich zum Zudecken von Betten und Personen, sind sehr fein und warm, 190 cm lang, 135 cm breit.

Josefine Taufmann, Wtw.

christliche Weberei

Nachod 3 (Böhmen).

Alles nur bessere, selbsterzeugte Ware. Versand gegen Nachnahme über 20 K frankiert. Nichtpassendes nehme ich jederzeit retour. (7)

Von Resten gibt es keine Muster.

Aehdliche Dankeschreiben laufen täglich ein: Schon öfters habe ich von Ihren Resten und auch Leinwand und andere Ware bestellt und jedesmal waren wir höchst zufrieden, wie mit der Qualität so mit dem Werte, aber das letzt Gesendete hat uns überrascht. Bitte senden Sie noch ein Paket solcher Resten, ich empfehle Ihre Firma bei allen Bekannten.

Barmherz. Schwwestern St. Carl B. in Neu-Weich.

Für Missionsfreunde!

Für Missionsfreunde!

Durch Sand, Sumpf und Wald.

Missionsreisen in Zentral-Afrika.

Von Franz Xaver Geyer, Titularbischof von Trocmada und Apostolischer Vikar von Zentral-Afrika.

Im Selbstverlage des Verfassers. Adresse: Missionshaus Milland bei Brigen, Tirol.

Preis 8 Mk. 50 Pf. (10 Kronen)

(mit Postverendung.)

Der Verfasser, der in den neun Jahren seiner bisherigen Tätigkeit als Apostolischer Vikar der ausgedehnten Mission von Zentral-Afrika zahlreiche und weite Reisen in das interessante Innere des erst vor zwölf Jahren wieder erschlossenen Sudans unternommen, teilt in dem fesselnd geschriebenen Buche in schöner Sprache seine Erlebnisse sowie interessante Einzelheiten über Land und Leute mit. An 400 Illustrationen und 9 farbenstifften schmücken das Buch und veranschaulichen den Text des näheren.

Stedenpferd-Tilienmilchseife

nach wie vor unentbehrlich für eine rationelle Haut- und Schönheitspflege. Tägliche Anerkennungs schreiben. Das Stück um 80 Heller ist überall vorrätig. (9)

Den Abonnenten der Studentenkreise wird ausserordentliche Preisermässigung gewährt.

Empfehlenswerte Bücher.

Bourdon: Das Leben wie es ist. Schilderung des Lebens wie, es wirklich ist, mit seinen Freuden, Leiden, Pflichten und geheimen Kämpfen. Möge dieses Buch jungen Mädchen und Frauen ein Freund und Berater sein. Gebunden franko K 3•80.

Doss: Die weise Jungfrau. Gedanken und Ratschläge. Die aufmerksame Lektüre dieses vorzüglichen Buches ist jungen Mädchen bestens zu empfehlen und werden selbe durch Befolgung nur Nutzen haben. Gebunden franko K 4•90.

Feldigl: Sonnenblicke ins Jugendland. Urteile über Erziehung sowie Erinnerungen aus der Schul- und Jugendzeit hervorragender Personen. Dieses Buch wendet sich nicht nur an Fachleute u. Lehrer, sondern auch an Laien, denen die Erziehung der Jugend am Herzen liegt. Es enthält Erziehungsgeschichten, Bekennnisse etc. Gebunden franko K 5•82.

Giehl Emmy: Kreuzesblüten. In diesem Buche zeigt die Autorin, die selbst durch 25 Jahre bettlägerig war, den Kranken Wege, wie sie zur inneren Ruhe und zum Frieden kommen und ihr schweres Schicksal mit Geduld und Fassung ertragen. Ein Beweis für die Güte dieses Buches ist, daß bereits das 16. Tausend gedruckt werden mußte. Gebunden franko K 3•32.

Hattler: Blumen aus dem katholischen Kindergarten. Kinderlegenden. Eine Heiligenlegende geschr. für Kinder. Die beste Empfehlung ist wohl der Umstand, daß das vorzügliche Buch bereits in 56.000 Exemplaren in 6 Weltsprachen verbreitet wurde. In deutscher Sprache sind bereits 12 Auflagen erschienen. Gebunden franko K 2•40.

Kerer Franz X.: Gebt mir grosse Gedanken! Ein Buch für Werdende, also für die Jugend bestimmt, ihr über die zahlreichen Krisen und Kämpfe des Verstandes, Willens und Herzens hinwegzuhelfen. Gebunden franko K 2•36.

Klotz, P. Petrus: Mit Stab und Stift. Prachtige Stimmungsbilder aus Heimat und Fremde; Bilder voll des reinsten und höchsten Empfindens. Kein Leser

wird dieses prächtige Büchlein unbefriedigt aus den Händen geben. Gebunden franko 2•84.

Mohr Heinrich: Das Dorf in der Himmels-sonne. Ein Sonntagsbüchlein für schlichte Leute. Dieses vorzügliche Buch, das bereits in 2. Auflage vorliegt, bringt für jeden Sonntag eine Lesung und kann bestens empfohlen werden. Gebunden franko K 2•60.

Oer, P. Seb.: Das Vaterunser. Zehn Betrachtungen. Dieses Büchlein bringt so recht den tiefen Sinn und die Schönheit des Vaterunsers den Lesern zum Verständnis. Geb. franko K 3•—

Oer, P. Seb.: Unsere Tugenden. Plaudereien. Ein Buch zur Vervollkommnung des Menschen. Geb. franko K 2•60.

Pötsch: Durch eigene Kraft. Lebensbilder für jung und alt. Gebunden, franko K 5•10.

Schwarzmann, H. Prof.: Bleibetreu. Ein Buch für die Jugend. Dieses Erinnerungsbuch an die erste hl. Kommunion soll die Kinder in ihren guten Vorsätzen bestärken und ihnen gleichzeitig ein Führer ins Leben sein. Geb., franko K 3•30.

Ein altes Sprichwort sagt: „Der Weg zum Herzen geht durch den Magen“ und empfehlen wir daher als stets willkommenes Hochzeitsgeschenk das seit einem Jahrhundert bewährte und beliebte Elisabeth

Stöckels Oesterreichische

Universal-Kochbuch

Neu bearbeitet von **Emilie Kieslinger**. Elegant gebunden, 852 Seiten, 10 chromolithogr. Volltafeln und mit vielen Abbildungen versehen. Franko K 6.72.

Der erste Teil des Werkes, das eigentliche Kochbuch, enthält außer den Rezepten zahlreiche, namentlich den Anfängerinnen in der Kochkunst gewiß sehr willkommene Anleitungen über die Einrichtung der Küche, Behandlung der Kochgeschirre, Behandlung und Aufbewahrung der Fette, Gewürze, Kräuter etc. und der zweite Teil, die Haushaltungskunde, birgt einen Schatz von hauswirtschaftlichen Erfahrungen. Erste Hilfe bei Unfällen.

Bei Bestellung empfiehlt sich Voreinsendung des Betrages, da Nachnahme den Bezug verteuert.

Zu beziehen **nur** durch die

Buch- und Kunsthandlung des St. Josef - Vereines in Klagenfurt (Kärnten).